

WERTEWANDEL

EDITORIAL

Liebe Leserinnen und Leser,

seit einigen Jahren ist in unserer Gesellschaft inflationär von Werten die Rede – und dies meist in einem problematischen Kontext. Das «Problem» wird einerseits auf den universalistischen Anspruch von Werten und zugleich auf ihre partikularistische Milieubindung zurückgeführt. Werte werden so Gegenstand von Konflikten. Sie treten dabei – wie zum Beispiel bei einstigen Minarett- oder aktuelleren Einwanderungs-Debatten – artikuliert und reflektiert auf. Diese derzeit stark kulturelle bzw. gelegentlich kulturalistische Artikulation von Werten dient nicht zuletzt zur Selbstvergewisserung der eigenen Identität. Es ist sehr gut denkbar, dass sie in mittelfristiger Zukunft einem anderen Deutungsschema weichen.

Werte treten aber nicht nur artikuliert und reflektiert auf. Sie bestimmen unser unbewusstes Alltagsverhalten. Sie dienen uns als «Rahmen» im Sinne vom amerikanischen Soziologen Erving Goffman. Sie schaffen Ordnung und konstituieren Wirklichkeit. «Denn der gewohnte Werteraum mit seinen wichtigsten Ballungszonen ähnlich Orientierter ist effektiv das Rüstzeug oder Koordinatensystem, mit dessen Hilfe wir Welt verstehen», schreibt der Soziologe Ernest Albert von der Universität Zürich in seinem Beitrag. Werte sind selbstverständlich nicht ewig gültig, sie verändern sich. Wie werden die Werte in unserer Gesellschaft in zehn oder zwanzig Jahren aussehen?

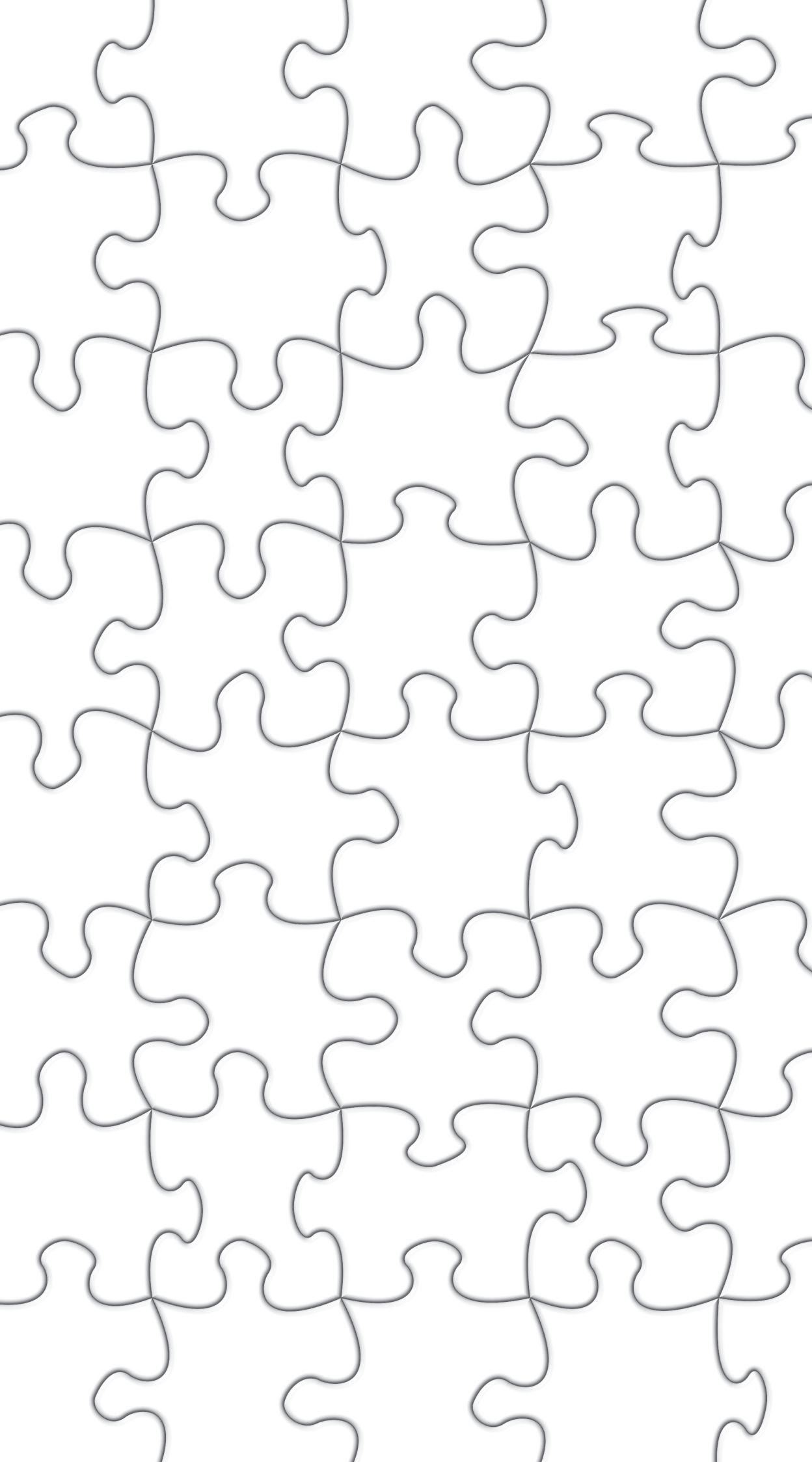
Weil die Werte der Zukunft nicht in der Masse prognostiziert werden können wie zum Beispiel der zukünftige Alterungsquotient, ist ihre Beschreibung kontingent: Wie immer wir die Werte der Zukunft denken – sie könnten auch anders sein. Entsprechend sind Szenarien eine geeignete Methode ihrer Untersuchung. Sie formulieren diese anderen Möglichkeiten nämlich aus – in alternativen Szenarien.

Ein Forschungsteam aus dem Vorstand von swissfuture hat unter der Leitung von Zukunftsforscher Georges T. Roos eine Neuauflage der Studie über die Zukunft der Werte erarbeitet, die erstmals im Jahr 2004 erschienen ist. Die Studie mit den vier Szenarien Ego, Clash, Balance und Bio Control wird «Wertewandel in der Schweiz 2030. Vier Szenarien» wird am 21. Juni 2011 in der ETH Hönggerberg präsentiert (die Details finden Sie im Veranstaltungskalender auf Seite 38).

In diesem Bulletin behandeln wir die Zukunft der Werte nicht systematisch wie in der Studie, sondern im hybriden Feld zwischen Essay und sozialwissenschaftlichem Beitrag. Der erwähnte Soziologe Ernest Albert, der Religionswissenschaftler Samuel M. Behloul und der Historiker Bernhard Dietz waren unter anderen Experten und Expertinnen an den Hearings anwesend, die zur Entwicklung der vier Szenarien geführt haben – und sie sind nun als Autoren präsent. Sie setzen sich aus verschiedenen Perspektiven mit dem komplexen Thema des Wertewandelforschung, der Werte und des zukünftigen Wertewandels auseinander.

Wir wünschen Ihnen eine unterhaltende und inspirierende Lektüre

Francis Müller



| INHALT |

- 1 **Editorial**
- 4 **Über Backlash, Neukonstellationen und einige Schweizer Wertentwicklungen | Ernest Albert**
- 8 **«Homo Islamicus» als Prototyp des Fremden | Samuel M. Behloul**
- 12 **Wertewandel in den Führungsetagen der deutschen Wirtschaft im 20. Jahrhundert | Bernhard Dietz**
- 17 **Hoffnung von morgen für die Gewalt von heute | Daniel Stanislaus Martel**
- 22 **Die Zukunft der Werte in der Schweiz | Georges T. Roos und Francis Müller**
- 26 **Heimat suchen – Heimat finden. Kulturelle Identität in der pluralen Gesellschaft | Hans Joas**
- 29 **Über neue und alte Werte | Christoph Weber-Berg**
- 32 **Abstracts**
- 34 **Trendstudie Hoffnung 2011: Umfrage zu Schweizer Hoffnungsträgern und Hoffnungen | Andreas M. Walker**
- 36 **Mitgliederumfrage swissfuture 2010 | Andreas M. Walker**
- 38 **Veranstaltungen**

ÜBER BACKLASH, NEUKONSTELLATIONEN UND EINIGE SCHWEIZER WERTENTWICKLUNGEN

Werte wandeln sich, was zu Neukonstellationen von Werten führt, die wir aber immer noch mit dem durch unsere Sozialisation internalisierten Wertekosmos deuten. Wir deuten das Neue aufgrund unseres Wissens des Bisherigen. Neukonstellationen von Werten lassen sich folglich schwer erkennen und sind prinzipiell gewöhnungsbedürftig. Der Text beleuchtet die Neukonstellation von Schweizer Arbeitswerten aus einer soziologischen Perspektive.

Keywords: Arbeitswerte, Neukonstellation von Werten, Karriere, Wertewandel

Ernest Albert

Für viele von uns gehört zu einem spannenden Science-Fiction-Film oder einer guten Science-Fiction-Novelle eine überzeugende Portion Realismus. Dies gilt auch für die Kategorie der «düsteren Zukunftsszenarien». Solche fesseln uns nicht dann am erbarmungslosesten an den Kino- oder Lesesessel, wenn Zukunftswelten in all ihren Aspekten gleichmässig schwarz entworfen werden. Sie tun es in den Fällen, in denen diese Welten ihre eigene, durchaus vorstellbare, aber (noch) etwas ungewohnte und darum unheimliche Art haben, auch gute Welten zu sein. Schon Huxleys berühmter Roman «Brave New World» wirkte dadurch realistischer und alarmierender, dass die entworfene totalitäre Kastengesellschaft sich über eine äusserst «ethische» Nebeneigenschaft stabilisierte, nämlich hohes subjektives Wohlbefinden ihrer Mitglieder. Dies wurde in der betreffenden sozialen Fiktion mit Techniken wie der Säuglingskonditionierung bewerkstelligt. Eine weitere Realismus-Quelle des Romans war, dass er in lediglich übersteigerter Weise kritikwürdige Elemente von Huxleys eigener Gesellschaft abbildete – aber um diese bekannte Funktion von Science-Fiction-Narrationen geht es hier nicht.

Im Blick bleibe das Sowohl-als-auch von ersehnt und befürchtet, von gewohnt und ungewohnt, mit denen uns gut gemachte Zukunftsvisionen Realismus suggerieren und das Mögliche im Geist abtasten helfen. Fiktionen, die uns insbesondere als ethisch ambivalent beunruhigen, wirken realistischer, weil bisher nach den Kategorien noch jeder Gegenwart eine «Fortschritt» und «Rückschritt», eine «Progressivität» und «Backlash» zugleich enthaltende Zukunft heraufgekommen ist. Nicht, dass sich die eingetretene Zukunft um die Kategorien einer nunmehrigen Vergangenheit noch lange zu kümmern pflegt. Sie mag dafür nur noch ihre Historiker bereitstellen

und ansonsten zum Tagesgeschäft übergehen. Aber die längerfristige Kollektiverfahrung mit Realität legt nahe, dass weder alles gut noch alles schlecht zu werden pflegt. Auch dann also nicht, wenn wir uns die Vorstellung einer universell gültigen Werthierarchie bereits abgewöhnt haben und uns mit dem gesellschaftlich oder elitär dominierenden Ethos eines Stichtages als Massstab begnügen. Einer der näheren Gründe hierfür ist, dass sich der soziale Institutionalierungsgrad eines Wertes und sein Popularitätsgrad als reiner individueller Wert komplementär statt abbildend zueinander verhalten können – aber dies wiederum nicht müssen. Diese beiden Wertaspekte dynamisieren einander demnach in hochkomplexer Weise und machen Wertforschung zu einem zugleich faszinierenden und schweisstreibenden Arbeitsgebiet, welches praktisch jeden Simplifizierungsversuch des Wandelsgeschehens gnadenlos abstruft.

Orientierung durch Werteraum

Dass Gesellschaften der Zukunft und populäre Wertmuster der Zukunft eine hochdifferenzierte Neukonstellation ihrer Elemente im Vergleich zur Gegenwart darstellen werden, hat für uns eine spontane Plausibilität. Alles andere würde uns nicht realistisch, würde uns als schlecht gemachte Science-Fiction erscheinen. Seltsamerweise büssen wir aber den Grossteil solcher Urteilskraft und Distanzierungsfähigkeit gegenüber allzu spezifischen Wertkonstellationen ein, wenn wir aus dem Mediensessel aufstehen und in einen Alltag zurückkehren, der uns mit den unmittelbaren Eindrücken einer Wertewelt im tatsächlichen permanenten Wandel konfrontiert. Diese schockiert und entrüstet uns im Grunde, wir können sie kaum fassen. Beispielsweise gab es einst auf dem Schulhof die Sportlertypen in ihren Adidas-Shirts und die Rauchertypen hinter ihrem

Arafat-Tuch. Und dann tauchte jemand auf, der beides in Personalunion, also eine Art hybrider Erlebnissüchtiger zu sein schien. Eine zutiefst verwirrende, zutiefst irritierende Erfahrung, obwohl sie sich «nur» auf die oberflächlich-stilistische Manifestationsebene von Werten beziehen mochte. Sie verhiess nichts anderes, nichts Spektakulärer als schlichte Neukonstellationen – aber damit gleichwohl potenzielle Entrüstung. Denn der gewohnte Werteraum mit seinen wichtigsten Ballungszonen ähnlich Orientierter ist effektiv das Rüstzeug oder Koordinatensystem, mit dessen Hilfe wir Welt verstehen.

Das Phänomen steter Neukonstellationen im Rahmen des Wertwandels betrifft gleich mehrere Ebenen möglicher Wandelsanalyse. Und das Hängen am Gewohnten ist nur eine Form, in der sich das Alltagsdenken gegen die Wandlungsprozesse sträubt. (Dadurch verschafft es ihnen übrigens eine durchaus funktionale, höhere Trägheit.) Da es sich noch mit anderen Dynamiken herumschlagen muss, versucht es auch dadurch Problemkomplexitäten zu verringern, dass es Entwicklungen probeweise in stark verallgemeinernden Kategorien wie «progressiv» versus «restitutiv» zu verstehen versucht, oder über herausgehobene Einzelentwicklungen, die es für besonders zentral hält.

Ein Reim von gestern

Hören wir von einer in der Schweiz gemessenen Wertentwicklung – zum Beispiel vom Auf- oder Abschwung des Wertes «Karriere» oder des Wertes «Sicherheit» –, lassen wir fast unweigerlich erste Assoziationen auf Basis unseres Erfahrungsschatzes folgen. Wir glauben die anderen Präferenzen zu kennen, die mit dem Streben nach «Karriere» oder «Sicherheit» typischerweise einhergehen und also zu diesen «passen». Dies kann in eine kreative Ad-hoc-Theorie zur gesellschaftlichen Gesamtentwicklung münden. Wir machen uns schnell einen Reim. Aber womöglich ist dieser falsch. Denn unser Wissen darüber, was sich reimt, ist Wissen darüber, was früher zusammen aufzutreten pflegte – auch ohne funktional zeitlose, zwingende Verbindung. Nebst unserem Erfahrungswissen bezüglich typischerweise zusammen auftretenden Wertpositionen können auch die in einem Wert enthaltene Bedeutung (Wertsemantik) und die charakteristischen Sozialisationsorte eines Wertes (Wertemilieus) nach dem Prinzip der Neukonstellation erschüttert werden. Als Wirtschaftsakteure betrifft uns all dies zugleich, wenn wir die Bedürfnisse einer nächsten Generation oder einer neu zu erschliessenden Absatzregion – und damit ein Stück Zukunft – verstehen

müssen, um erfolgreich zu sein.

Dass wir – unabhängig von unserer eigenen Orientierung – in einen auf bestimmte Art konstellierte Wertekosmos hineinsozialisiert wurden, lässt uns nach hier vertretener Auffassung oft mehr Mühe mit den Neukonstellationen bezeugen, als mit einem selbst hochgehaltenen Wert im einfachen Abschwung oder einem selbst geringgeschätzten Wert im einfachen Aufschwung. Fehlt die Distanzierungsmöglichkeit der bloss spielerischen Auseinandersetzung mit einer sozialen Fiktion, verwandelt sich der eigentlich überzeugende Realismus der Neukonstellation in Angst vor ihrer Zerstörungskraft des gewohnten Referenzrahmens. Immerhin denken wir Werte und Wertwandel mit diesem, statt uns nur um eine Einzelentwicklung zu sorgen oder uns über sie zu freuen – letzteres wenn sie kompatibel mit unseren Präferenzen ist. Gelingt jedoch eine andere Art ausreichender Distanzierung, wie die wissenschaftliche eines idealtypischen Wertforschers oder «Kybernetikers», mögen bislang inkompatibel gewirkt habende Wertpositionen als Kombinationen akzeptiert und verstanden werden, die einer neuen historischen Phase angemessen, nämlich darin auf spezifische Weisen regelfunktional sind. Dies besonders, wenn sie unseren demokratischen Verfassungsrahmen nicht tangieren. Sie helfen dann eine fortgesetzte Transformierbarkeit auch zukünftiger individueller Wertetrends in institutionelle Anpassungen gewährleisten.

Arbeitswerte: Backlash oder Neukonstellation?

Einige empirisch feststellbare Schweizer Wertetrends (basierend auf Analysen von GfS- und WVS-Daten) bieten sich hierzu als Beispiele an. Zunächst befinden sich solche darunter, die bei isolierter Betrachtung und aus modernisierungstheoretischer Sicht den deprimierenden Verdacht eines universellen Werte-Backlashes befördern könnten. Dies trifft besonders auf den Wiederabschwung von selbstverwirklichungs- und harmoniebestrebten Arbeitsorientierungen in den letzten beiden Jahrzehnten zu, zugunsten von Karrierezielen und strukturellen Konformitätszielen. Diese Entwicklungen scheinen nicht mehr auf den von Ronald Inglehart und anderen seit den 1970ern beschriebenen Postmaterialismus-Schub zu passen. In den verwendeten Indikatoren für die Karriere- und Strukturorientierungen (hier nicht eigens diskutiert) steckt immerhin einiges an Materialismus. Wird die Analyse vertieft und erweitert, verflüchtigt sich der universelle Backlash-Verdacht zwar erheblich zugunsten eines differenzierteren Bildes neukonstellierter Werte. Doch sind es nun die spontan kontraintui-

tiven, gewöhnungsbedürftigen Variablenzusammenhänge oder «Aussenbeziehungen» mancher Wertvariable, die uns Mühe bereiten können. Die mögliche Sorge vor unserer dumpfen allgemeinen Rückkehr in einen frühindustriellen Wertekosmos (er könnte auch traditional-mittelalterlich oder autoritaristisch sein) weicht also der Irritation angesichts unverständlicher, weil noch ungewohnter neuer Wertzusammenhänge, Wertemilieus und Wertbedeutungen.

Gehen wir gleich auf die erwähnten Arbeitsorientierungen ein. Da haben wir es mit einer Arbeitsbevölkerung zu tun, die es wieder stärker nach Karriere sowie nach klar vorgegebenen Strukturen – einschliesslich Führungsstrukturen – am Arbeitsplatz verlangt. Dies dürfte dann eine Bevölkerung sein, die auch typische Erziehungsziele von vor dem Woodstock-Festival wieder in Aufschwung gebracht hat – wie Gehorsam und Sparsamkeit? Eine nach gewohnten inhaltlichen Assoziationen vielleicht plausible, aber durch die Daten vorläufig ungestützte Annahme. Eine gewisse neomaterialistische Wert-Restitution am Arbeitsplatz scheint auf Kollektivebene vielmehr von einem fortgesetzten Aufschwung postmaterieller Erziehungswerte wie der Phantasie begleitet. Ob hierfür nun stärker bereichsabhängige kulturelle Verzögerungen verantwortlich sind oder der Umstand, dass sich in Zukunft nur noch mit Phantasie Karriere machen lässt: was sich gestern noch schlecht reimte, kann dies heute schon besser und morgen im Sinne vollster funktionaler Ergänzung tun. Es stellt dann Wertwandel in seiner natürlichsten und realistischsten Form – eben der Neukonstellation – dar.

Aufwertung der Karriere bei Sozialdemokraten

Welche ausserpolitischen Haltungen sind mit einem politisch linken und einem politisch rechten Milieu vereinbar? Zu unserem Begriff eines solchen Milieus mag gehören, dass sich dies wenigstens in etwa gleich bleibt, müssen wir mitunter schon Wachstumserfolge eines als gegnerisch empfundenen Lagers hinnehmen. Tatsächlich geht aber 1993 eine sozialdemokratische Parteisympathie noch mit einer signifikant verringerten Tendenz einher, Karriereziele zu verfolgen – während sich 2005 in den Befragungsdaten ganz Anderes abzeichnet. Aus der eben noch selbstverständlichen Verbindung von Kapitalismuskritik und gezügeltem persönlichem Gewinn- und Wachstumsstreben ist unter anderem ein signifikant-überdurchschnittliches Verfolgen des Karrieremerkmals «Aufstieg» geworden. Kollegenbezogene Harmonieziele am Arbeitsplatz, deren überzufällig häufigeres

Auftreten unter SP-Freunden 1993 noch mit dem Solidaritätsgebot der klassischen Linken zu harmonisieren scheint, werden zum zweiten Messzeitpunkt nicht mehr gehäuft vertreten. Und noch bunter kommt es. Aus soeben noch erhöhtem Misstrauen grossen Unternehmen gegenüber, das – dem klassischen Arbeitskampf entsprechend – geradezu konstitutiv für die politische Linke war, wird für Schweizer Sympathisantinnen und Sympathisanten der Sozialdemokratie eine neutrale Vertrauensangabe im neuen Jahrtausend, sofern wichtige Drittvariablen konstant gehalten werden.

Offenbar ist aber auch im anderen politischen Hauptlager zum neuen Millennium manches verrutscht. Angefangen beim Nachwuchsmanagement, wird der Kindergehorsam unter SVP-Sympathisanten kaum mehr grösser geschrieben als bei SP-Anhängern. Ungehorsam: Zurück zu Tellschen Verhaltenswurzeln in Gegenwart des Gesslerischen Hutes? Neukonstellationen nutzen präexistente Anknüpfungspunkte. Auch die einst erhöhte Freude an klaren Strukturen und straffer Führung am Arbeitsplatz kehrt sich bei den SVP-Sympathisanten tendenziell um – während dergleichen in der Gesamtbevölkerung in Wiederaufschwung gerät. Befragt zum Beschäftigungsproblem, bleibt ein nationalistischer Protektionismus für den SVP-Sympathisanten zwar charakteristisch, aber eine neue Begeisterung für wohlfahrtsstaatliche Massnahmen wird es offenbar auch. Bei erneuter Drittvariablenkontrolle übertrifft sie gar jene der SP-Sympathisanten. «Hm, Modernisierungsverlierer», knobelt der Statistiker, alte Wertkonstellationen im Kopf. «Die sind auf den Wohlfahrtsstaat selbst angewiesen, verachten sie ihn auch.» Diesmal gefehlt. Eine Hinzuziehung des Einkommens als weitere Kontrollgrösse verstärkt noch die neue rechtsbürgerliche Wohlfahrtsbegeisterung, statt die Dinge im alten Sinne wieder auf den Boden zu stellen.

Werte der Jungen als Werte von morgen?

Fast so stark, wie uns somit eine politische Gegnergruppe ärgern mag, wenn sie vom Wertwandel profitiert, mag sie uns mittels des Umstandes trösten, dass sie nach ihrem Popularitätsaufschwung nicht mehr die gleiche Gruppe ist. Ähnlich wie die Eigengruppe, ist sie involviert in die steten Neukonstellationen des Wertekosmos. Diese stellen vor allem wegen dem Problem einer richtigen Gewichtung wahrscheinlicher Einflussgrössen enorme Herausforderungen an den Prognostiker. Zwar scheinen sie nicht beliebig, sondern bei ausreichendem Raum für Analysen vor allem kybernetisch-funktionalistisch erklärbar.

Mit den geläufigsten einfachen Faustregeln bezüglich den Wertordnungen von morgen bleiben sie jedoch auf Kriegsfuss. Erstes Beispiel: die Wertpositionen der Jungen sind die Wertpositionen von morgen. In der demnächst publikationsreifen umfassenden Arbeitswertestudie, die mir die Universität Zürich ermöglicht hat, hat bei den Indikatoren Leistungslohnakzeptanz, Motivationstyp, Institutionenvertrauen, Selbst- sowie Strukturorientierung tendenziell das Gegenteil zugefallen. Zweites Beispiel: die Wertpositionen der Gebildeteren sind die Wertpositionen von morgen. Diese Faustregel hat nicht besser abgeschnitten, obwohl sie, wie schon die erste Faustregel, nach Inglehartscher Vermessungstechnik der «Stillen Revolution» noch zugefallen hätte.

Nach Noelle-Neumannscher Vermessungstechnik war das Werte-Neuland, welches die Gebildeteren in den 1960ern betraten, lediglich die innere Heimat der Proletarier. Eine wohl nicht für jeden damaligen Intellektuellen schmeichelhafte Sichtweise. Und insgesamt ganz schön düstere Science-Fiction! So könnten wir Freunde des Genres heute, eine grosse Packung Popcorn in der Hand, anerkennend kommentieren. Die Sorge mag damals noch keinem universellen Backlash gegolten haben, galt aber dafür einem anderen Monster aus der Zukunft, dem Werteverfall. Wahr ist: das Spezifische einer einmal kennengelernten Wertordnung kann in einem Kulturprozess aus steten Neukonstellationen immer nur verfallen. Das Spezifische taugt nicht zum normativen Kriterium beim Wertwandel, auch nicht, wenn es historisch abgestützt das Bürgerliche genannt wird. Hier der Vorschlag eines besseren Kriteriums: Wertsysteme sollten eine in gegebener historischer Phase optimale Viskosität oder «Zähflüssigkeit» aufweisen, um genügende soziale Integrationsfähigkeit einerseits und genügende Anpassungsfähigkeit an neue Umweltbedingungen andererseits zu kombinieren.



Ernest Albert

Ernest Albert ist Wertforscher und Dozent am Soziologischen Institut der Universität Zürich. Vor seiner Lizentiatsarbeit zur Interaktion von Affekt und politischer Entscheidungsfindung arbeitete er unter anderem in Werbung und Marketing, als Schriftsteller sowie manuell. Seine interdisziplinäre Dissertation zum Wandel schweizerischer Arbeitswerte wurde mit dem Höchstprädikat angenommen und ist in Vorbereitung zur Publikation.

«HOMO ISLAMICUS» ALS PROTOTYP DES FREMDEN

Die Fremdzuschreibung des «Islams» stellt aktuell den Ausdruck einer religiösen Interpretation des «Anderen» und des «Fremden» dar. Die Religion wird in den gegenwärtigen Islam-Debatten zum Medium kultureller und normativer Selbstvergewisserung in Zeiten schwindender kultureller Eindeutigkeiten. Der Autor sucht in seinem Beitrag nach semantischen Parallelen zwischen der aktuellen Islam-Debatte und der Problematisierung des Katholizismus und der Katholiken im 19. Jahrhundert.

Keywords: Identität, Islam, Katholizismus, Minderheiten, Religion, Wertedebatte

Samuel M. Behloul

Religionsforscher machen auch irritierende Befunde. Dies insbesondere dann, wenn sie ihre Forschung in transhistorischer und transkultureller Perspektive betreiben. Für Irritationen sorgen vor allem Befunde über religiös-kulturelle Phänomene, die man normalerweise entweder nur für eine bestimmte Epoche oder nur für einen bestimmten Kulturraum (in der Regel den eigenen) annimmt. So gehört es beispielsweise nicht gerade zu einer Selbstverständlichkeit – weder im akademischen Bereich und schon gar nicht ausserhalb enger akademischer claims – anzunehmen, dass es die allgemein für modern und vor allem für spezifisch westlich gehaltenen Phänomene wie religiöse Multiple Identities bereits im vorchristlichen China gab, der religiöse Pluralismus als «die» Signatur und «Erkennungsmelodie» moderner und funktional differenzierter westlicher Gesellschaften eines der sozio-kulturellen Merkmale des mongolischen Weltreiches im dreizehnten Jahrhundert war oder dass die für typisch islamisch gehaltene enge Kopplung von Religion und Politik bereits im dritten Jahrhundert vor Christus das eigentliche Fundament der Herrschaftsideologie im alten Persien bildete.

Wendet man nun den religionshistorischen Blick nach Europa, und zwar auf den Zeitraum der letzten zwei Jahrhunderte, stellt man eine Kontinuität der in regelmässigen Zeitabständen auftretenden Irritationen über das Religiöse fest. Überholt geglaubte Kontroversen erscheinen auf einmal schärfer denn je und werden von den jeweiligen Zeitzeugen als Anachronismen wahrgenommen. Ob sich solche Irritationen aus säkularistischen Annahmen über die endgültige gesellschaftliche Verortung von Religion als Privatsache speisen oder eher die Folge einer notorischen Ungeklärtheit des Verhältnisses von Religion und anderen Funktionssystemen der Gesellschaft darstellen, ist nach wie vor – oder

besser gesagt – erneut ein Gegenstand nicht selten kontrovers geführter öffentlicher Debatten.

Der «rückständige» und «antimoderne» Katholizismus im 19. Jahrhundert

Aufschlussreich in diesem Zusammenhang ist ein kurzer vergleichender Blick auf die Thematisierung von Religion in Europa des neunzehnten Jahrhunderts. Dies zum einen, weil jene Epoche in ähnlicher Weise wie die aktuelle Zeit von gesellschafts-politischen und sozio-kulturellen Umwälzungen geprägt war. Zum anderen lösten solche Prozesse neuartige Selbstverständigungs- und Selbstvergewisserungsdebatten aus, die zu einer von manchen Zeitgenossen für nicht mehr als zeitgemäss gehaltenen Verschärfung religiöser und konfessioneller Signaturen führten. Aufgrund ihrer intrinsischen Komplexitäten reduzierender und Ordnung generierender Leistungsfähigkeit wurde Religion nämlich, wie nachfolgend kurz exemplifiziert wird, im Kontext der im 19. Jahrhundert gesamtgesellschaftlich geführten Debatten um Modernität, Nationalstaat und Fortschritt als jenes Medium reaktiviert, mit dessen Hilfe die an sich komplexen soziokulturellen Verflechtungen und Interdependenzen gesellschaftspolitischer Sachverhalte auf kohärente Fremd- und Selbstbilder reduziert werden konnten. Prägend für die religionsdiagnostischen Analysen jener Zeit waren kultur- und konfessionsspezifischen Auseinandersetzungen um die klare und restlose Bestimmung des Verhältnisses von Christentum und Modernität. Auf interkonfessioneller Diskursebene fanden sie ihren konkreten Ausdruck in der antagonistischen Gegenüberstellung von Protestantismus und Katholizismus. Die kirchlich gebundene und sakramental verwaltete Frömmigkeitspraxis der Katholiken im Gegensatz zu einem individualisierten Gottesverhältnis und Weltzugewandtheit (die allgemein behauptete stärkere Affinität für Bildung, Naturwissenschaft-

ten und Wirtschaft) der Protestanten wurde in Rahmen dieses Antagonismus-Narrativs nicht nur als ein eindeutiges Indiz für das Reformations- und Fortschrittsdefizit des Katholizismus gedeutet. Die oft pauschalisierende diametrale Entgegensetzung konfessionspezifischer Kirchlichkeitsstile lief zugleich darauf hinaus, die systemimmanente Unvereinbarkeit des Katholizismus mit der Moderne unter Beweis zu stellen. Solche Aufwertungen der Reformation als konstitutiver Rahmen der Modernisierungsprozesse und des Protestantismus als Elementarbildungssystem der bürgerlichen und nationalbewussten Gesellschaft führten in den protestantisch dominierten Gesellschaften notwendigerweise zu einer Exklusion der Katholiken – aber auch der Juden – aus dem Projekt der Moderne oder günstigenfalls zu der intensiv debattierten Frage nach der Loyalität der Katholiken und Juden gegenüber den sich neu formierenden nationalstaatlichen Strukturen in den erwähnten Gesellschaften. Der Katholizismus und Katholiken wurden allgemein als antimodern, undemokratisch und vor allem, weil angeblich von der römischen Zentrale fremd gesteuert, als unselbständig und illoyal wahrgenommen. Ein besonders beliebtes Motiv, dessen protestantisch-liberale Kreise sich zur Exemplifizierung des Katholizismus als einer Religion der Ungebildeten und Unselbständigen bedienten, war – um nur ein Beispiel zu nennen – das Bild der abhängigen katholischen Frau, auf die der Priester einen uneingeschränkten Einfluss ausübt, sowohl im Beichtstuhl, als auch im täglichen Leben.

Die von den liberalprotestantischen Kreisen bewusst betriebene Konfessionalisierung des öffentlichen Lebens im Sinne einer Reaktivierung von Religion als klare Zuordnungsverhältnisse generierender Deutungscode löste manche Irritationen unter den Zeitzeugen aus. So wunderte sich der deutsche sozialdemokratische Arbeiterführer Wilhelm Liebknecht 1872 in einer öffentlichen Rede darüber, dass die für überwunden geglaubten religiösen Fragen auf einmal mit so grossem Eifer geführt werden und einem den Eindruck vermitteln, in die wüstesten Zeiten der Reformation zurückversetzt worden zu sein. Liebknechts Irritation weist auf die für das neunzehnte Jahrhundert charakteristische Asymmetrie zwischen bewusster Abkehr von religiöser und vor allem kirchlicher Gebundenheit (insbes. seitens der Bildungseliten) auf der einen und der gesellschafts-politisch erhöhten Aufmerksamkeitsstruktur für Religion als Deutungscode auf der anderen Seite hin. In der auf den ersten Blick anachronistisch

wirkenden Verdichtung der Aufmerksamkeit für Religion im neunzehnten Jahrhundert manifestierte sich die eigentliche Krisensymptomatik einer durch epochale Umwälzungen geprägten und verunsicherten Gesellschaft. Das unter solchen Bedingungen gestiegene Bedürfnis und die Forderung nach normativen Klarstellungen und Grenzziehungen mit Hilfe religiös-konfessioneller Distinktionskriterien erfüllte für die Protagonisten und Verteidiger des gesellschaftlichen Fortschritts und der Modernisierung sowohl die Funktion der Selbstbeschreibung als auch der Stabilisierung des eigenen aufgeklärten Selbstbildes.

Der Antagonismus von «Islam» und «Westen»

Die Komplexität reduzierende und Ordnung generierende Leistung von reaktivierten Religionscodes unter den Bedingungen wachsender sozio-politischer «Unübersichtlichkeiten» lässt sich gut auch an der aktuellen Wahrnehmung und Thematisierung von Islam und Muslimen in den westeuropäischen Gesellschaften aufzeigen. Das Bild des Katholizismus als das «Andere» von Vernunft, Moderne und Nation, das für interkonfessionelle Religionsdiskurse im neunzehnten Jahrhundert auf gesamtgesellschaftlicher Ebene bestimmend war, erinnert unweigerlich an das Bild des Islam, das westlich europäische Thematisierungen und vor allem Problematisierungen des Islam und der Muslime schon seit Jahren dominiert. Trotz der jeweils historisch bedingten Vielfalt politischer Kulturen in den einzelnen westeuropäischen Gesellschaften hinsichtlich deren Regelung des Verhältnisses von Religion und Staat, Religion und Öffentlichkeit sowie der heuristischen Umstrittenheit des Konzeptes der Säkularisierung in Westeuropa einerseits und der faktischen kulturellen und nicht zuletzt auch religionspraktischer Diversität muslimischer Zuwanderergruppen und deren Nachkommen in Westeuropa andererseits, lässt sich als Grundmuster westeuropäischer Wahrnehmung und Thematisierung des Islam die Gegenüberstellung von zwei entweder zeitungleichen oder systemisch unvereinbaren normativen Blöcken – «Islam» vs. «Westen» – ausmachen. Entsprechend wird die sog. Islam-Frage im Kontext gesamtgesellschaftlicher Themenfelder angegangen: von Einwanderung, Integration und interreligiösen Dialogprojekten über die Kindererziehung und Einbürgerung, bis hin zu den Fragen nach der Bestimmung des Verhältnisses von Religion und Staat, der architektonischen Gestaltung des öffentlichen Raumes, Sicherheitsfragen und sogar der Frage nach der Humorfähigkeit der Religion und des Verhältnisses von Religion und Sport.

Vom Gastarbeiter und Ausländer zum «Homo Islamicus»

Die Einwanderer aus vorwiegend islamisch geprägten Gesellschaften und deren Nachkommen werden in öffentlichen Debatten westeuropäischer Gesellschaften als ein religiöses Kollektivum wahrgenommen, welches anderen Werten und Normen folgt, die in einem diametralen Widerspruch zum Wertekanon ihrer jeweiligen Mehrheitsgesellschaft stehen. Spätestens seit dem 9/11 hat die Reaktivierung religiöser Zugehörigkeitskriterien im Kontext der Wahrnehmung und Thematisierung von an sich kulturell und sprachlich vielfältigen Diaspora-Communities aus muslimisch geprägten Gesellschaften in Westeuropa eine neue gesellschafts-politische Relevanz erlangt: Der «Ausländer» und «Gastarbeiter» (Türke, Jugoslawe, Araber) avancierte zum «Homo Islamicus» und Religion wurde zum vornehmlichen Erklärungsmuster für negative und positive Verhaltensweisen sowohl von Individuen, als auch von Gruppen.

Der Grossteil der im Kontext aktueller westeuropäischer Islam-Debatten intensiv thematisierten Problemfelder und zum Teil fast schon apokalyptisch verschärften Szenarien («Mekka Deutschland. Die Stille Islamisierung», «Muslime bald in der Mehrheit», «Wird Luzern islamisiert?») deckt sich einerseits nicht mit der Vielfalt und zum Teil Widersprüchlichkeit individueller Lebensentwürfe von Menschen muslimischer Herkunft im Westen. Andererseits erscheint die für die Islam-Debatten spezifische Reduktion von Individuen und Gruppen auf deren ohnehin unterschiedlich ausgeprägte Religionszugehörigkeit aus der Perspektive des normativen Selbstverständnisses europäisch westlicher Gesellschaft sogar als anachronistisch. Denn, wenn westeuropäische Demokratien in der Trennung von Politik und Religion eines der Kernelemente ihres normativ-juristischen Selbstverständnisses sehen und dementsprechend die in diesen Gesellschaften lebenden Menschen nicht in erster Linie oder gar ausschliesslich entlang ihrer – da als Privatsache betrachteten – Religionszugehörigkeit wahrnehmen, so erscheint es tatsächlich als nicht mehr zeitgemäss, Individuen und Gruppen in einem vornehmlich theologisch-dogmatischen Sinne als Angehörige eines religiösen Kollektivums wahrzunehmen und ihre Religionszugehörigkeit zu deren ausschliesslichen Sinngabungsinstanz hinsichtlich der Habitualisierung des täglichen Lebens zu erheben.

Nun trotz des offensichtlichen Fehlens eines Empiriebezuges für die in den aktuellen Islam-

Debatten thematisierten Problemfelder und Szenarienentwürfe zeichnet sich die sog. Islam-Frage nicht nur durch eine grosse Wirkmacht aus als politischer agenda setter in jeweiligem nationalstaatlichen Rahmen westeuropäischer Gesellschaften. Die Islam-Frage beginnt neuerdings vielmehr die ansonsten so unterschiedlichen ideologischen Positionen wie säkulare Religionskritik, konservative Verteidigung des christlichen Abendlandes und das feministische Einsteigen für die Rechte der Frauen und Gleichberechtigung von Geschlechtern ideologisch zu einen.

Diversität muslimischer Diaspora-Communities

Dieser auf den ersten Blick irritierende Befund über den erneuten Relevanzgewinn von Religion als Deutungscode zeugt – vergleicht man ihn mit den «unzeitgemässen» europäischen Konfessions- und Religionsdiskursen im neunzehnten Jahrhundert – von der transhistorischen Eignung der Religion die an sich komplexen soziokulturellen Verflechtungen und Interdependenzen gesellschaftspolitischer Sachverhalte jenseits jeden Empiriebezuges auf kohärente Selbst- und Fremdbilder zu reduzieren und diese in ein antagonistisches Verhältnis zu einander zu positionieren. Die Reaktivierung von Religion und Religionszugehörigkeit im Kontext der gesamtgesellschaftlich und transideologisch debattierten Islam-Frage hängt nicht mit einer wie auch immer behaupteten und begründeten intrinsischen Unvereinbarkeit des Islam mit der Modernisierung und Demokratie zusammen. Und ebensowenig kann sie – rein empirisch betrachtet – weder mit einem immer wieder ins diskursive Feld geführten Szenario der Verschiebung zahlenbezogener Kräfteverhältnisse zugunsten von Muslimen (die durchschnittliche Zahl von islamisch geprägten Menschen in Westeuropa beträgt zw. 4.5-6%) noch kann sie in Anbetracht kultureller und religionspraktischer Diversität muslimischer Diaspora-Communities im Westen mit dem behaupteten Faktum eines ideologisch geeinten islamischen Kollektivs sachgerecht begründet werden. Aktuelle westeuropäische Religionsdiskurse, die ihre spezifische Verdichtung im Thema «Islam und Muslime» haben, stellen in Anbetracht der «Totalität» von Themenfeldern und beteiligter Akteure vielmehr religiös-kulturelle und politische Selbstverständigungs- und Selbstvergewisserungsdiskurse westlicher Mehrheitsgesellschaften unter den Bedingungen neuartiger sozio-kultureller und politischer «Unübersichtlichkeiten» dar.

Im neunzehnten Jahrhundert – um abschliessend nochmals den transhistorischen Vergleich aufzunehmen – wurde Religion infolge der sich

dramatisch verändernden soziokulturellen und gesellschafts-politischen Rahmendaten auf gesamtgesellschaftlicher Diskursebene in ein neues normatives Verhältnis gegenüber dem Geist der Zeit eingespannt. Auf interkonfessioneller Ebene löste dies einerseits neue Diskursdynamiken über das «Wesen» von Religion hinsichtlich ihres konstitutiven Beitrages für den sich neuformierenden normativen Rahmen der im Wandel begriffenen Gesellschaften aus. Mit dem zur Diskussion stehenden konstitutiven Beitrag ging andererseits die von konfessionellen und religiösen Minderheiten (Katholiken und Juden) abverlangte Bekenntnispflicht gegenüber diesem Rahmen einher.

Wie Katholiken damals in den protestantisch dominierten Gesellschaften, so stehen heute auch die in kultureller und religionspraktischer Hinsicht äusserst heterogenen muslimisch geprägten Minderheitengruppen in Westeuropa vor der Herausforderung, für die als «spezifisch» islamisch identifizierten Problem- und Spannungsfelder die «spezifisch» islamische Lösungen anzubieten, um sich so – erst als «Muslime» – die normative Inklusion in ihre jeweilige Residenzgesellschaft regelrecht zu erkämpfen.

Enttraditionalisierte und Entkulturalisierte Religion als Projektionsfläche gegenüber dem «Anderen»

Welchen Schluss erlaubt nun ein kurzer vergleichender Blick auf die letzten zweihundert Jahre spezifischer öffentlicher Thematisierung von Religion in Europa hinsichtlich ihrer Wirkmacht als Komplexität reduzierendes und Ordnung generierendes Medium im Kontext gesellschaftlicher Umbrüche und Umwälzungen?

Religion mag zwar angesichts der vielfältigen Differenzierungsprozesse zu einem Teilsystem unter vielen geworden und nicht mehr in der Lage zu sein, die gesellschaftlichen Gesamtzusammenhänge weder symbolisch zu repräsentieren noch normativ zu verbürgen, da diese Funktionen nun von anderen Funktionssystemen erbracht werden. Und dennoch scheint Religion – oder genauer gesagt ihre diskursive Aneignung seitens einer Vielzahl von Akteuren – in Zeiten des zunehmenden empirischen und normativen Unbestimmtwerdens von Konzepten wie Nation und Säkularisierung Selbst- und Fremdbilder konstituierenden Grenzmarkierungen zu ermöglichen, die sich nach hinten nicht mehr verschieben lassen, weil durch keine anderen ideologischen Konstrukte mehr transzendierbar. So betrachtet eignet sich das Medium einer enttraditionalisierten und entkulturalisierten Religion gerade unter

den Bedingungen schwindender kultureller Eindeutigkeiten, der zunehmender Umstrittenheit bisheriger ideologischer Narrative und des Modernisierungsdrucks als zeitdiagnostischer Indikator des eigenen Fortschrittlichkeits- und Aufgeklärtheitsgrades und zugleich als Projektionsfläche gegenüber dem «Anderen», der diesen Grad «gerade» aus religiösen Gründen gar nicht erreichen kann oder günstigenfalls erst noch zu erlangen hat. In dieser Perspektive betrachtet dürfte Religion auch in der Zukunft ihre Relevanz und Zeitgemässheit als Medium kultureller und normativer Selbstvergewisserung und Selbstverständigung behalten.



Samuel M. Behloul

Studium der Katholischen Theologie, Arabistik und Islamwissenschaft in Luzern und Berlin. Promotion 2000 in Berlin, Habilitation 2010 in Luzern. Seit 2008 Dozent und Forschungsmitarbeiter am Religionswissenschaftlichen Seminar der Universität Luzern. Lehr- und Forschungsschwerpunkte: Islam in Geschichte und Gegenwart, Migrations- und Diasporaforschung mit Schwerpunkt auf Muslimen im Westen, diachron-vergleichende und diskursanalytische Religionsforschung.

WERTEWANDEL IN DEN FÜHRUNGS- ETAGEN DER DEUTSCHEN WIRTSCHAFT IM 20. JAHRHUNDERT

Abgesehen davon, dass Unternehmen auf einer übergeordneten Ebene Profit erwirtschaften möchten, führen wirtschaftliche Rahmenbedingungen zum Wertewandel, der sich in unterschiedlichen Handlungsmaximen manifestiert. Der Autor untersucht im folgenden Beitrag den Wertewandel in den Führungsetagen der deutschen Wirtschaft im 20. Jahrhundert und stellt so das Projekt der Historischen Wertewandelsforschung der Universität Mainz vor.

Keywords: Bürgertum, Rheinischer Kapitalismus, Wertewandel, Wirtschaftsgeschichte, Wirtschaftskrise

Bernhard Dietz

In einer Umfrage vom Frühjahr 2007 (GfK-Vertrauensindex 2007) über das Vertrauen der deutschen Bürger in 9 verschiedene Berufsgruppen belegten die Politiker nicht den letzten Platz. Als noch weniger vertrauenswürdig wurden die Manager grosser Unternehmen eingestuft. Dies dürfte sich in den letzten Jahren aus Sicht der Manager nicht verbessert haben: Seit der weltwirtschaftlichen Globalisierung der letzten beiden Jahrzehnte und verstärkt durch die tiefgreifende Finanzkrise 2008/2009 gelten Manager zunehmend als Verkörperung aller Systemfehler des modernen Kapitalismus. Sie symbolisieren ein wirtschaftliches Denken, das sich immer nur an den jeweils nächsten Quartalszahlen orientiert, und ein wirtschaftliches Handeln, das nur an kurzfristigen Gewinnen interessiert ist.

Kam vor nicht allzu langer Zeit grundsätzliche Kritik am System der Marktwirtschaft vor allem vom äusserst linken Rand, so ist seit dem Untergang des Ostblocks und dem rasenden Siegeszug eines grenzenlos mobilen, digitalen Globalkapitalismus eine tiefe Verunsicherung und Sorge in der Mitte der Gesellschaft vernehmbar und wird die «Systemfrage» inzwischen sogar im konservativem Milieu gestellt. Durch die finanzpolitischen Verwerfungen der letzten Jahre und die weltweite Rettung von Grossbanken und Versicherungen durch Steuergelder ist die Rolle des Staates als Akteur in der Wirtschaft wieder wichtiger geworden. Gleichzeitig jedoch bleibt angesichts der keineswegs ausgestandenen Weltwirtschaftskrise eine fundamentale Unsicherheit über die Möglichkeiten und Grenzen selbst international koordinierten staatswirtschaftlichen Handelns. Und es zeigt sich, dass schon die geballte Kraft einiger der grössten Volkswirtschaften der Welt benötigt wird, um «Angriffe» in Form konzertierter «Wetten» einiger weniger Finanzmanager gegen

ganze Währungssysteme abzuwehren. Die Fronten scheinen ebenso klar wie die damit verbundenen Wertzuschreibungen: Auf der einen Seite Gemeinwohl und soziale Verantwortung, die durch den Staat vertreten werden, und auf der anderen Seite verantwortungslose Gewinnmaximierung, verkörpert durch die internationalen Wirtschaftseliten.

Aber entspricht diese Wahrnehmung wirklich der Realität? Es lässt sich nicht abstreiten: Der internationale Finanzkapitalismus ist in der Krise, doch ist dies tatsächlich eine Frage der Werte? Ist es korrekt anzunehmen, dass die einzige und absolute Handlungsmaxime der modernen Wirtschaftselite die Gewinnmaximierung ist? Und wenn dem so ist, gab es eine Zeit, in der andere Werte für Wirtschafts- und Finanzmanager eine Rolle gespielt haben? Sind wir demnach vielleicht Zeugen der Folgen eines fundamentalen Wertewandels?

Auf den ersten Blick scheint die Antwort einfach. Imaginiert man beispielsweise so etwas wie den «Typus Kapitalist» der bundesrepublikanischen Wirtschaftswunderzeit, so würde man sich diesen kaum als profitgierigen, ausschliesslich an marktwirtschaftlichen Nützlichkeitskriterien orientierten Manager vorstellen. Stattdessen denkt man eher an den strengen, aber gerechten Unternehmenspatriarch, der natürlich Gewinn machen will, aber dabei die Belange seiner Arbeiter nie aus dem Auge verliert und der Gemeinwohl und Verantwortung mit Profit verbinden kann. Sucht man nach idealtypisch-kulturellen Verkörperungen, erscheint vor dem geistigen Auge eher der gemütliche Heinz Ehrhardt als der von Michael Douglas gespielte zynische Gordon Gecko der achtziger Jahre. Sind die modernen Wirtschaftsführer also tatsächlich alle Jünger von Gordon Gecko?

Soziales Engagement als Investition

Die Soziologie gibt hier eine gemischte Antwort. In dem von Dieter Rucht und Peter Imbusch geleiteten und inzwischen abgeschlossenen Projekt «Wirtschaftseliten zwischen Konkurrenzdruck und gesellschaftlicher Verantwortung» kommen die Forscher zu dem Schluss, dass man keineswegs pauschal von einer mangelnden gesellschaftlichen Verantwortung der Unternehmer und Manager sprechen kann. Hinter heterogenen Konzepten wie «corporate social responsibility» kann durchaus originäre soziale Verantwortung stehen, allerdings ebenso eine rein marktwirtschaftlich kalkulierende, gänzliche instrumentelle soziale Investition. Hinsichtlich der Motive und Gründe für soziales Engagement betonen die Autoren vor allem letzteres: «Soziales Engagement im Sinne gesellschaftlicher Verantwortungsübernahme wird also nicht mehr aus Altruismus betrieben, sondern als eine Art Investition in das gesellschaftliche oder internationale Umfeld betrachtet, die für die Unternehmen im Zeitalter der Globalisierung einen spezifischen Mehrwert abwirft.»

In ihren Untersuchungen konstatieren die Elitenforscher also durchaus so etwas wie einen Wertewandel: Aus einem genuin altruistischen Gemeinwohl wurde ein gleichsam sekundäres, an wirtschaftlichem Kalkül und Imagepflege orientiertes Gemeinwohl. Dieser These liegt indes die Annahme zugrunde, dass es eine Zeit gegeben habe, in der ein altruistisches, genuines Gemeinwohl tatsächlich handlungsleitend für die Wirtschaftselite gewesen sei: eine Art Idealzustand, in dem sich Profitmaximierung und soziale Verantwortung als Handlungsmaximen von Wirtschaftsführern nicht ausschlossen, sondern harmonisch vereinbaren liessen. Doch um welche Zeit soll es sich dabei handeln? Welche Epoche in der deutschen Geschichte des modernen Kapitalismus kann als Vergleichsfolie dienen? Es liegt auf der Hand, dass die Antwort so einfach nicht sein wird. Doch es wird deutlich, woran es mangelt: Nach wie vor fehlt eine historische Untersuchung von Werten und Wertewandel bei der deutschen Wirtschaftsführung in diachroner Perspektive.

Die klassische Wirtschafts- und Sozialgeschichte hat sich in Deutschland stark auf die sozial-strukturellen Entwicklungen der deutschen Wirtschaft sowie auf die Entwicklung von Produktion und Technik konzentriert. Die sozial-kulturellen Fragestellungen spielten in der Wirtschaftsgeschichte hingegen eine eher marginale Rolle. Oder anders gesagt: Gegenstand der Wirtschafts-

geschichte war eher die hardware denn die software. Doch genau hier kann die historische Wertewandelsforschung wichtige neue Erkenntnisse und Antworten liefern. Ziel eines solchen Projekts müsste es also sein, die weit verbreiteten populärwissenschaftlichen Annahmen über Werte zu hinterfragen und stattdessen eine genuin historische, empirisch abgesicherte und methodisch reflektierte Analyse von Werten in der Wirtschaft zu etablieren. Es müsste also darum gehen, das Instrumentarium der historischen Wertewandelsforschung anzuwenden, zu verfeinern und für eine gesellschaftliche Teilgruppe – die leitenden Angestellten im 20. Jahrhundert – anzupassen. Folgende Grundfragen sind dabei erkenntnisleitend: Wann, wie, wodurch und warum veränderten sich Werte in den Führungsetagen der deutschen Wirtschaft im Deutschland des 20. Jahrhunderts? Welche Aussagen lassen sich daraus für die Kontinuität bzw. den Formwandel des Wirtschaftsbürgertums im 20. Jahrhundert machen?

Für eine Beantwortung dieser Fragen ist zweierlei entscheidend. In einem ersten Schritt geht es um die sozialgeschichtliche Erfassung einer gesellschaftlichen Gruppe, die bisher von der Geschichtsschreibung beinahe völlig ignoriert wurde: die leitenden Angestellten und Manager, jener Teil des Wirtschaftsbürgertums also, der von Beginn der Industrialisierung zahlenmäßig immer grösser und wirtschaftlich immer bedeutender wurde. In einem zweiten, darauf aufbauenden Schritt erfolgt die Anwendung des Instrumentariums der Mainzer Wertewandelsforschung auf diese Teilgruppe mit dem Ziel einer empirischen Analyse von Wertewandelsprozessen im 20. Jahrhundert.

Ein möglicher Einwand gegen ein solches Vorhaben liegt auf der Hand. Man muss kein scharfer Kapitalismuskritiker sein, um der Meinung zu sein, dass es ohnehin nur einen Wert in der Wirtschaft gab und gibt: Profit! Doch so einfach ist es gerade aus wissenschaftlicher Perspektive nicht. Denn zum einen ergeben sich Werte in der Wirtschaft auch aus ihrer Funktion für einen übergeordneten Zweck. Das heisst zum Beispiel, dass bestimmte Managementtechniken oder Personalführungsmaximen natürlich alle der zentralen Zielsetzung dienen, Profit zu erwirtschaften, gleichzeitig aber in sich selbst Werte abbilden, die auch einem Wandel unterlegen sind. Veränderungen der wirtschaftlichen Rahmenbedingungen, Wirtschaftskrisen, transnationale Einflüsse (etwa neue Managementtechniken aus Amerika) können Wertewandel auslösen obwohl zu jeder Zeit Unternehmen vor allem Geld verdienen möchten. Anders ausgedrückt: der

übergeordnete Zweck – Profit – bleibt konstant, die Handlungsmaximen, die zu diesem Zweck führen sollen unterliegen einem Wandel.

Bürgerliche Werte und der rheinische Kapitalismus

Darüber hinaus stellt sich jedoch die Frage, ob es nicht auch Werte gibt, die ihren Zweck in sich selbst tragen. Hier denke ich vor allem an die so genannten bürgerlichen Werte. Die reichhaltige Bürgertumsforschung hat vor allem für das 19. Jahrhundert einen Kanon bürgerlicher Grundwerte extrapoliert. Aus diesem bürgerlichen Wertekanon interessieren hier vor allem jene Werte, die mit dem Wirtschaftsprozess in Zusammenhang standen. Aus dem Bereich Arbeitsethos und Leistungsbereitschaft gilt dies für Tugenden wie Erfolgsstreben, Disziplin und Pflichtbewusstsein. Aus dem Bereich Individuum und Gemeinwesen sind Selbstständigkeit, Individualität und Selbstverantwortung sowie Gemeinwohlverpflichtung zu nennen. Aber auch der klassisch bürgerliche Wertebereich Bildung und Hochkultur spielt hier eine wichtige Rolle. Welche Bedeutung behielt etwa der bürgerliche Habitus im Zusammenhang mit der Rekrutierung von Mitarbeitern und den kontrovers diskutierten Selbstrekrutierungsmechanismen in einer grossbürgerlichen Wirtschaftselite? Damit verbunden ist die generelle Frage nach der Bedeutung des bürgerlichen Wertesystems im Wirtschaftsbürgertum des 20. Jahrhunderts. Zu klären wäre inwiefern, – mit Bourdieu gesprochen – «Bürgerlichkeit» als kulturelle Praxis des Bürgertums, weiterhin «habituelle» und «distinguierende» Funktion besitzt. Zugespitzt gefragt: Welche Bedeutung hat der «bürgerliche Wertehimmel» des 19. Jahrhunderts für akademische Konzern-Bürokraten bzw. die naturwissenschaftlich-technische, leitend angestellte Intelligenz des 20. und auch des 21. Jahrhunderts? Aus der Beantwortung dieser Frage könnte ein Beitrag zur Bürgertumsforschung des 20. Jahrhunderts entstehen. Mit der Thematisierung von Werten und Wertewandel in den Führungsetagen der Wirtschaft aus historischer Sicht ist noch ein weiterer Problemkomplex verbunden, der seit einiger Zeit in der Fachliteratur aber auch ganz allgemein in der politischen Öffentlichkeit diskutiert wird. Dabei geht es um die Frage, ob der so genannte «rheinische Kapitalismus» in der Defensive sei, bzw. ob – um ein anderes Schlagwort zu benutzen – das «Modell Deutschland» angesichts der Zwänge der Globalisierung überhaupt eine Chance habe.

Typisch für den rheinischen Kapitalismus ist (oder war) eine Banken- statt Börsenfinanzierung,

langfristige statt kurzfristige Planung, eine am sozialen Frieden orientierte Sozialpartnerschaft zwischen Gewerkschaften und Arbeitgebern, eine ausgewogene Machtbalance zwischen Anteilseignern und Management sowie eine stärkere staatliche Regulierung des wirtschaftlichen Handelns. Diese Elemente stehen inzwischen alle auf dem Prüfstand. Doch folgte dies einfach aus ökonomischen Strukturzwängen oder liegen diesen Veränderungen Aushandlungsprozesse und Wertediskurse zu Grunde? Die historische Wertewandelforschung könnte auch hier mehr Licht ins Dunkel bringen, indem mit den Managern eine Entscheidungselite ins Zentrum einer langfristigen Analyse gerückt wird, die an diesen Prozessen massgeblich beteiligt war und ist.

Für diese Konzentration auf die Gruppe der Manager und leitenden Angestellten sprechen zunächst einige typische Strukturmerkmale der deutschen Wirtschaft. Da Eigentümer der meisten Grossunternehmen eher im Aufsichtsrat zu finden sind und eine breite Aktienstreuung den Einfluss externer Akteure in der Regel gering halten, haben die angestellten Manager in Deutschland traditionell eine grosse Bedeutung und vergleichsweise grosse Machtbefugnisse. Typisch für Deutschland ist dabei ein Übergewicht von «Manager-Bürokraten», die über verschiedene Angestelltenpositionen nach oben gekommen sind. Diese Trennung von Eigentum und Kontrolle setzte mit dem Beginn des modernen Industriekapitalismus Ende des 19. Jahrhunderts ein. Träger des Wirtschaftssystems waren jetzt vor allem angestellte Manager mit wesentlichen Arbeitgeberrechten, aber begrenzter Haftung. Wirtschaftliche Macht basierte zunehmend auf Position und weniger auf Eigentum. Damit einher ging eine «Professionalisierung und Akademisierung der Unternehmensleitungen». Der moderne Wirtschaftsmensch war immer weniger der Entrepreneur mit Eigenkapital, sondern immer häufiger ein Hochschulabsolvent mit dem Ziel, sich in die Führungsetagen hochzuarbeiten. Mit dieser Entwicklung verschwammen auch die Konturen zwischen Wirtschafts- und Bildungsbürgertum immer mehr. Viele Unternehmer, gerade auch viele «neue» Manager-Unternehmer waren am Ende des «langen» 19. Jahrhunderts Wirtschafts- und Bildungsbürger zugleich.

Der moderne Wirtschaftsmensch

Dieser neue Wirtschaftsmensch regte bereits zeitgenössische Beobachter an, über Bürgertum und Wertewandel nachzudenken. In seiner Schrift «Der Bourgeois. Zur Geistesgeschichte des modernen Wirtschaftsmenschen» von 1913

konstatierte der Nationalökonom Werner Sombart: «Die bürgerlichen Tugenden. Was ist aus ihnen geworden, die wir als so wesentliche Bestandteile beim Aufbau des kapitalistischen Geistes erkannt hatten? Haben Fleiss, Sparsamkeit, Ehrbarkeit, Industry, frugality, honesty noch heute eine irgendwelche Bedeutung für die Gesinnungsbildung des kapitalistischen Unternehmers?», fragte sich Werner Sombart in dem Kapitel der «moderne Wirtschaftsmensch» und lieferte wenig später die Antwort. Die «bürgerlichen Tugenden» seien nicht verschwunden, nur haben sie aufgehört «Eigenschaften lebendiger Menschen zu sein». Stattdessen seien sie zu objektiven Prinzipien der Wirtschaftsführung geworden. Statt Charaktereigenschaften des Wirtschaftsbürgers seien sie zu abstrakten Eigenschaften eines Geschäftsmechanismus geworden. Teil dieses Rationalisierungs- und Bürokratisierungsprozesses, der hinter diesen Entwicklungen stand, war eine stete Zunahme der Angestellten im Allgemeinen und der leitenden Angestellten im Besonderen. Dabei gab und gibt es Definitionsprobleme. Die Zurechnung zu den leitenden Angestellten war und bleibt unsicher. Die leitenden Angestellten wurden etwa in der Berufszählung von 1925 noch als Selbständige gezählt.

Heute ist «leitender Angestellter» zunächst ein Rechtsbegriff aus dem deutschen Betriebsverfassungsgesetz und dem Mitbestimmungsgesetz sowie dem Kündigungsschutzgesetz. Der leitende Angestellte hat in dieser Hinsicht nichts mit den vielen Angestellten in Leitungsfunktionen innerhalb einer üblichen Betriebshierarchie, zum Beispiel Abteilungsleiter, Meister, Betriebsleiter usw., zu tun. Meist handelt es sich um aussertarifliche Angestellte. Leitende Angestellte zeichnen sich vor allem dadurch aus, dass ihnen wesentliche Arbeitgeberbefugnisse übertragen wurden. Dazu gehören zum Beispiel Einstellungs- und Entlassungsbefugnis oder eine umfassende Prokura. Leitender Angestellter kann auch sein, wer keine derartigen Befugnisse hat, aber aufgrund der Betriebsstruktur oder des Gehaltes eine vergleichbare Stellung einnimmt.

Aufwertung des «Managers»

Das Wort Manager hingegen wird in der Literatur weitestgehend synonym zu «leitenden Angestellten» verwendet. Interessant ist allerdings, dass das Wort «Manager» in der deutschen Wirtschaft lange Zeit verpönt war. Das im Dritten Reich gebräuchliche Wort «Betriebsführer» verschwand in der Nachkriegszeit. In den fünfziger Jahren gab es wieder «Direktoren» und «Generaldirektoren».

Doch «Manager» wollte man sich nicht nennen. Im Jahre 1952 kam es der Zeitschrift «Arbeitgeber», eine Publikation der Bundesvereinigung deutscher Arbeitgeberverbände, zu einer Diskussion über die Zulässigkeit des Begriffs «Manager», in der die Widerstände gegen den Gebrauch dieses Wortes zum Ausdruck kamen. Stattdessen sah man sich lieber allgemein als Unternehmer oder eben als leitender Angestellter. Doch dies änderte sich schon innerhalb kurzer Zeit. Genau 20 Jahre später wurde mit dem «Managermagazin» ein Leitmedium für das Selbstverständnis von modernen Managern gegründet. Die Bezeichnung «Manager» war nun ein Adelsprädikat für eine neue gesellschaftliche Elite. Auch solche historisch-semanticen Veränderungen reflektieren schon in sich einen fundamentalen Wertewandel.

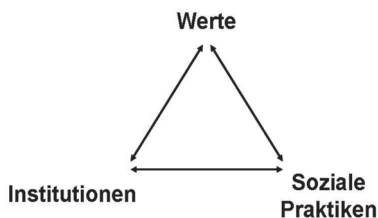
Doch mit welchen Methoden lässt sich Wertewandel historisch untersuchen? Dem deutschen Begriff «Wert» sieht man die Herkunft aus dem ökonomischen Bereich noch an. Und in der Tat wurde das althochdeutsche «Werd» im Sinne von «Preis» oder «Kaufsumme» verwendet. Als wissenschaftlicher Terminus wurde der Begriff zunächst in der politischen Ökonomie verwendet. Und auch hier ergibt sich der Wert eines Gutes aus den Produktionskosten einerseits und der Nachfrage andererseits. Den Wert eines Gutes lässt sich im wirtschaftlichen Verkehr an seinem Preis ablesen.

So einfach hat es die historische Wertewandelsforschung nicht. Allein schon eine allgemeine akzeptierte Definition erscheint schwierig. Die Mainzer Wertewandelsforschung hat für ihre Projekte in Anlehnung an Clive Kluckhohn einen operationalisierbaren Wertbegriff gewählt. Werte werden als allgemeine und grundlegende Orientierungsstandards bestimmt, die für das Denken, Reden und Handeln auf individueller und auf kollektiver Ebene Vorgaben machen und dabei explizit artikuliert oder implizit angenommen werden. Werte lassen sich dabei zum einen von Tugenden abgrenzen, die sich ausschliesslich auf den Bereich der Sittlichkeit beziehen, zum anderen von Normen, die als Vorschriften des sozialen Handelns verstanden werden und Werten untergeordnet sind; Werte bilden für Normen eine «sinnstiftende Legitimationsgrundlage».

Wechselverhältnis aus sozialen Praktiken, Institutionen und Werten

Diese Konzeption des Wertbegriffs und der Untersuchung von Werten orientiert sich grundlegend am sozialphilosophischen Werteverständnis von Hans Joas: Werte manifestieren sich in einem

untrennbaren Zusammenspiel mit sozialen Praktiken einerseits und Institutionen andererseits. So ergibt sich ein Dreiecksverhältnis wechselwirksamer Kausalitäten ohne eindeutige Vorrangstellung von einem der drei Faktoren. Für das Projekt stellt sich damit die Aufgabe, das Wechselverhältnis zwischen sozialen Praktiken, Institutionen und Werten im Hinblick auf den Wertewandel zu analysieren. Einen methodischen Anhaltspunkt bietet hierzu Goffmans Konzept der Rahmenanalyse. Der Ansatz erleichtert die Konzeptionalisierung der Verbindung von sozialer Praxis und Diskurs. Indem der Fokus auf Kommunikationsakte und darin vermittelte Normalitätsvorstellungen gelegt wird, lassen sich Rückschlüsse auf die implizite Wirksamkeit von Werten in der sozialen Praxis ziehen.



Das «Jahrhundert der Manager» soll also mit dem Mainzer Wertewandelsdreieck neu vermessen werden. Dabei gibt es jedoch zwei Besonderheiten. Zum einen gilt es in diesem Projekt zwei Seiten des gleichschenkligen Dreiecks zu füllen. Denn sozialgeschichtlich sind die leitenden Angestellten weitestgehend ein Desiderat. Die soziale Praxis, also der klassische Gegenstand der Sozialgeschichte, muss also ebenso wie die sozial-kulturelle Ebene, die Ebene der Werte, erst noch erforscht werden. Um dann Aussagen über Wandlungsprozesse machen zu können, muss die sozialstrukturelle mit der sozialkulturellen Ebene korreliert werden.

Die andere Besonderheit betrifft den nationalstaatlichen Rahmen. Wertewandlungsprozesse lassen sich im Bereich der Wirtschaft unmöglich unter der nationalstaatlichen «Käseglocke» betrachten. Mit anderen Worten: Das Dreieck steht unter permanentem Einfluss von aussen, vor allem von Amerika. Seit den 1920er Jahren gibt es einen anhaltenden transatlantischen West-Ost-Transfer von Verhaltensmustern und Werten, doch die Vermutung liegt nahe, dass es sich dabei keineswegs um einen lediglich affirmativen Prozess handelte, sondern im Gegenteil «amerikanische» Denk- und Verhaltensmuster rezipiert, aber auch abgelehnt und modelliert wurden.

Für die Umsetzung dieser Forschungsagenda sollen die Wertediskurse nicht einzeln im kontinuierlichen Längsschnitt verfolgt werden, sondern anhand von Fallbeispielen, die für die Werteeinstellungen in bestimmten Perioden besonders ertragreich erscheinen. Eine besondere Bedeutung spielen hierbei die Wirtschaftskrisen. Es ist davon auszugehen, dass über Werte in der Wirtschaft in Zeiten der Hochkonjunktur anders nachgedacht wird als in Phasen der Rezession. Wenn man – wie zuletzt Werner Plumpe – Wirtschaftskrisen nicht primär als politikinduzierte Gleichgewichtsstörungen versteht, sondern als «Momente des kapitalistischen Strukturwandels» und damit als unverzichtbaren Bestandteil dynamisch wachsender Volkswirtschaften, stellt sich die Frage nach den Werten und ihrer Veränderung umso dringlicher.

Die Frage nach den Werten und ihrem Wandel dürfte für kaum eine gesellschaftliche Teilgruppe von solcher Bedeutung sein wie für die der Wirtschaftsführer. Welchen Managementtechniken oder allgemeiner gesagt welchen Handlungsmaximen die Führung eines Unternehmens folgt, ist oft nicht nur für die eigene Belegschaft oder die eigenen Aktionäre von Belang, sondern kann auch gesamtgesellschaftliche oder sogar – wie man es momentan im Falle der Investmentbanken beobachten kann – globale Folgen haben. Als «rückwärtsgewandter Prophet» kann der Historiker hier Erkenntnisse liefern, die auch für den Zukunftsforscher von Bedeutung sein könnten.



Bernhard Dietz

Bernhard Dietz ist seit Februar 2010 als wissenschaftlicher Mitarbeiter im Projekt «Historische Wertewandlungsforschung» am Historischen Seminar der Johannes Gutenberg-Universität in Mainz tätig und untersucht Wertewandlungsprozesse im Bereich der Arbeit bei Unternehmern und leitenden Angestellten im 20. Jahrhundert. Er studierte Volkswirtschaft, deutsche Literatur und Geschichte an der Johannes-Gutenberg-Universität in Mainz, der University of Sussex in Brighton und der Humboldt-Universität in Berlin. Nach vier Jahren Forschungs- und Lehraufenthalt in London schloss er im Mai 2010 seine Promotion («Neo-Tories. Britische Konservative im Aufstand gegen Demokratie und politische Moderne [1929-39]») bei Heinrich August Winkler an der Humboldt-Universität zu Berlin ab.

HOFFNUNG VON MORGEN FÜR DIE GEWALT VON HEUTE

Allgegenwärtig ist sie: die Gewalt. Durch Erziehung und Sozialisierung lernen wir, sie zu unterdrücken. Trotzdem – oder gerade deswegen – mottet sie in unserer Gesellschaft weiter. Oft gehen Mitglieder für ihre Ziele im wörtlichen Sinne über Leichen. Skrupellose sind jedoch auch Menschen. Als solches handeln sie meistens rational. Diese Berechenbarkeit bietet den besten Ansatzpunkt zur Prävention. Dies wiederum bietet Anlass zur Hoffnung.

Keywords: Gewalt, Hoffnung, Kriminalität, Werte

Daniel Stanislaus Martel

Im Guten wie im Bösen entscheidet der Mensch üblicherweise zielorientiert und ressourcenbewusst – ungeachtet des Kulturraums. Mit geringstmöglichem Aufwand versucht er das bestmögliche Ergebnis zu erzielen. Am Anfang stehen Wille oder Motivation. Sodann vergleicht er den erhofften Gewinn mit seinen gefühlten Fähigkeiten. Entscheidend sind jedoch Können und Mittel. Dazu gehören Geld, Werkzeug und Fertigkeiten. Schliesslich muss er eine Möglichkeit entdecken, seinen Akt umzusetzen. Für alle Handlungen trifft dies zu, ungeachtet, ob sie in guter oder übler Absicht erfolgen. Sozialwissenschaften und Psychologie kennen unzählige Rechtfertigungen des Bösen. Die Erklärungen reichen von der Opferrolle der Täter in der Gesellschaft über die «Durchsetzung der eigenen Interessen mit anderen Mitteln» bis zur «Lust am Destruktiven um ihrer selbst willen». Möglicherweise beruht diese Auswahl auf dem Bewusstsein unserer eigenen Schwächen, vielfach auch unserer Gleichgültigkeit aus Bequemlichkeit. In diese Kategorie fällt die Ablehnung des Opfers als Sinnbild des Verlierers. Dabei verleugnen wir unsere eigene Urangst.

Wer übt warum Gewalt aus?

Grundlagen der Katalogisierung von Gut und Böse sind die von den Eliten geformte öffentliche Meinung und der Meinungs Austausch am Stammtisch. Innerhalb der westlichen Welt liegen – zumindest verbal – beide recht nahe beieinander. Täter werden oft in Konkurrenten, Kriminelle, Ideologen und Vandalen aufgeteilt. Konkurrenten fürchten um ihre Stellung, aus welchen Gründen auch immer. Diese sind persönlicher, professioneller oder institutioneller Art. Private Nebenbuhler neiden alles, vom scheinbar grösseren Glück bis zum höheren Lohn. Auf der beruflichen Ebene sind Rankünen und Risiken angesiedelt. Darunter fällt etwa der Ehrgeizling, der den altgedienten Praktiker bedrängt. Der Kampf um knappe

Ressourcen und Kunden bringt Firmen und Organisationen gegeneinander auf.

Kriminelle wollen sich persönlich bereichern. Dazu gehört Warendiebstahl ebenso wie das Ausspähen von Informationen. Auch darin sind natürliche und juristische Personen aktiv. Menschen handeln auf eigene Rechnung, als Mitglied einer Organisation, etwa der Mafia, oder im Auftrag eines Unternehmens. Ein Beispiel für Firmentäter sind dubiose Anlageberater. Den Ideologen geht es nicht um den individuellen Profit sondern die «Sache». Die bekanntesten sind Terroristen. Auch Demonstranten wie Tierschützer und Kernkraftgegner sind geläufig. Im Gegensatz zu Kriminellen kämpfen Ideologien für eine Vision – allzu oft mit Gewalt.

Am schwierigsten zu erfassen sind Vandalen. Zerstörung ist für sie Ziel, nicht Mittel. Beispiele sind Randalierer an Fussballspielen, Glasbrecher an Demonstrationen und Samstagnachtprügler. Für Aussenstehende sind derartige Aktionen unverständlich. Oft rechtfertigen sich Täter durch Konkurrenzkampf oder Ideologie. Externe Erklärungen sind innere Leere, Rache für erlittenes Unrecht oder das Gefühl der Bedeutungslosigkeit ohne den Akt. Gleich wie die anderen Tätergruppen handeln Vandalen völlig unterschiedlich. Ihre Eingriffe reichen vom Abbrechen von Rückspiegeln parkierter Autos über das Anzünden von Abfalleimern oder das Blenden von Piloten mit Laserpointern bis zum Programmieren von Computerviren.

Optionen der Gewalt

Akte der Gewalt können in Diebstahl, Schädigung und Zerstörung zusammengefasst werden. Stehlen und Betrügen beabsichtigt die Inbesitznahme ohne Gegenleistung. Objekte sind sämtliche materiellen und immateriellen Güter, von Süßigkeiten über Luxusuhren bis zu Informa-

tionen aus dem Geheimlabor. Die Methoden reichen von physischer Gewalt gegenüber Personen, Einrichtungen und Infrastrukturen bis zum ausgespähten Zugangscode. Als Schädigung gelten Versuche, jemanden zu diskreditieren. Wer kennt nicht die Vergiftung der Solidarität im Schullager oder im Betrieb? Möglichkeiten dazu sind das Verweigern von Respekt und Anerkennung für Geleistetes und natürlich die Lüge.

Zerstörung ist der dritte Weg. Von brachialer Gewalt bis hin zu als Unfall getarnter Sabotage ist alles vorstellbar. In die erste Kategorie fallen Raubmorde, Bombenattentate durch Terrorgruppen oder Ausschreitungen durch Vandalen. Letzteres kann das «verspätete» Dokument ebenso umfassen wie der absichtliche Berechnungsfehler in einer Konstruktion oder die irreleitende Unternehmensberatung.

Verständnis für Täter

Für die Opfer bleibt ein Schläger ein Schläger, gleichgültig ob ihn ein Rassismusexperte als Rechts- oder Linksextremisten aufführt. Ebenso gibt es zwischen einer «gesellschaftskritischen» linken Gaunerei und einer rechtsbürgerlichen aus der Perspektive der Betrogenen keinen Unterschied. Unrecht bleibt Unrecht. Nur, ist dem wirklich so für alle?

Für eine staatstragende Linkspartei ist ein Jungpolitiker, der sich Sachbeschädigungen zuschulden liess, tragbar. Für eine sich vaterländisch gebende rechtsbürgerliche Partei wiederum ist es normal, sich für Finanzjongleure einzusetzen, welche Schweizer Unternehmen trotz schwarzer Zahlen zerstört haben. In dieser Toleranzparallelität liegt das grundsätzliche Problem. Täter werden oft nach ihrer Fassade beurteilt. Für jene, die sich damit identifizieren, erscheint deren Akt irgendwie logisch. Gemäss deren Weltbild ist das Opfer schuld. Dies ist umso mehr der Fall, je weniger der Betroffene die Ansichten der Rechtfertiger teilt. Wie sollte da ein rational seine Ziele verfolgender Rechtsbrecher noch an sich zweifeln?

Werte erodiert?

Auch im Bereich der Gewalt projiziert die Futurologie die Gegenwart in die Zukunft. Das Heute hat das gestrige Morgen längststens eingeholt. Die Warnungen der 70er und 80er Jahre über die störanfällige Technologie mit ihren zahlreichen Eingriffsmöglichkeiten – man denke an den Raub der Privatsphäre nicht bloss in finanzieller Hinsicht – sind nur noch Grund für Fatalismus. Stanley Kubricks «Uhrwerk Orange», welches Gewalt auf den gelangweilten Zeitvertrieb

Wohlstandsverwahrloster reduziert; Politik, Justiz und Pädagogik nehmen so etwas längstens als «gegeben» hin.

Einmal mehr wird das Morgen die heutigen Befürchtungen überholen. Computerangriffe auf Spitäler oder die Flugsicherung gehören ebenso zu den Szenarien wie Sabotage von Produktionsprozessen durch Nanopartikel. Übersättigte Sprösslinge privilegierter Herkunft hecken sich neue Blutspele mit Zwangsteilnehmern aus. Demonstranten gehen noch radikaler vor, vielleicht mit Flammenwerfern. Justiz, Politik und Pädagogik werden erst recht mässigend auf Sanktionen einwirken. Die Gesellschaft sei nun einmal so und das müsse man zur Kenntnis nehmen.

Hoffnung ohne Prinzip

Wie alle Erhebungen kann auch die Hoffnungsstudie 2010 hinterfragt werden. Anhaltspunkte liefert sie trotzdem. Eigenverantwortliches Handeln wird von der Mehrzahl der Teilnehmer als beste Garantie für sich erfüllende Hoffnungen verstanden. Dieselben Befragten identifizieren sich andererseits mit der klassischen «Man sollte-Delegation» an Entscheidungsträger, wenn es um den persönlichen Beitrag geht. Dies erscheint als der einfachste Weg zum Leben ohne grössere Sorgen. Konkrete Taten bedingen nun einmal eigene Vorleistungen. Demgegenüber arbeiten Täter systematisch auf die Erfüllung ihrer Erwartungen hin. Dabei spekulieren sie auf die Toleranz durch Passivität. Bereits bei legalen aber unfairen Handlungen ist diese sichtbar. Zahlreiche Schweizer Unternehmen stellen Mitarbeitern über 45 Fallen, um sie infolge der steigenden Lohnnebenkosten zu eliminieren. Selbst für Linksparteien ist dies kein Thema im Wahlkampfjahr 2011. Ausgerechnet die SBB zeigen, wie weit Toleranz gehen kann. Sie heben ihre Tarife an, mit Ausnahme derjenigen für Hooligans. Damit wollen sie jene in die Extrazüge «umleiten». Beide Beispiele illustrieren die Bequemlichkeit, der Frage nach dem Einsatz für eine faire Gesellschaft auszuweichen. Mögliche Komplikationen oder gar lösungsorientierte Kreativität gilt es anscheinend zu vermeiden. Einige Störenfriede überblenden die ruhige, korrekte Mehrheit.

Die Gesellschaft sind wir alle...

«Die Dinge sind nie so, wie sie sind. Sie sind immer das, was man aus ihnen macht.» Dieses Zitat von Jean Anouilh zeigt das grundsätzliche Dilemma. Allerdings: Wie oft bleiben wir passiv? Bei der in der Hoffnungsstudie 2010 beschworenen Eigenverantwortung geht es nicht um technische Prävention. Gefordert ist der Mensch als Mitglied

der Gesellschaft, sich dafür einzusetzen. Gerade davor drücken sich viele. Dabei wäre es logisch, Täter von ihrem Tun abzuhalten. Dies wäre auch günstiger, als nachher Schäden zu beheben. Noch wirksamer wäre es, sie von der Nutzlosigkeit ihres Handelns zu überzeugen. Dazu kann jeder Einzelne beitragen. Sagt man nicht, solange jeder vor seiner eigenen Türe wische, die ganze Strasse sauber bleibe.

Betrachten Sie Konkurrenten nie als Gegner sondern als Vorbild. Sind sie überlegen, so lernen Sie von Ihnen. Dabei stellen Sie fest, dass der Andere auch nur mit Wasser kocht. Dies macht ihn weniger gefährlich. Neid ist ein schlechter Ratgeber. Jemand hat oder ist immer mehr als Sie. Und wie steht es mit dem Risiko, Ihre Habe oder Ihren Status zu verlieren? Seien Sie vernünftig – und freuen Sie sich an dem, was Ihnen gehört und Sie erreicht haben. Seien Sie ehrlich, anderen gegenüber und sich selber. Sie mögen mit Erfolg betrogen oder gestohlen – oder von Handlangern profitiert haben. Denken Sie einmal daran, dass Sie deren nächstes Betrugsopfer sein können. Ausserdem: Ist es nicht weniger aufreibend, bei der Wahrheit zu bleiben, als ein komplexes Lügengespinnt zu unterhalten?

Behandeln Sie Andere so, wie Sie gerne behandelt werden möchten. Legen Sie auf Anstand, Sicherheit oder ganz einfach Ruhe vor Tätern keinen Wert? Dadurch vermeiden Sie Ihr grösste Risiko: offene Rechnungen von Konkurrenten oder ehemaligen Kollegen. Seien Sie bescheiden. Möglicherweise entmutigen Sie Diebe, da sich Aufwand und Risiken bei Ihnen nicht mehr lohnen. Überreden Sie Ideologen, für etwas zu arbeiten und nicht gegen etwas zu agieren. Vandalen bekämpfen Sie am wirkungsvollsten durch Anstand und Respekt. Im Kontakt mit Ihnen erkennen einige vielleicht, dass es «cooler» ist, etwas aufzubauen als etwas zu zerstören. Sind Sie Zeuge eines Aktes, so handeln sie beherzt aber vorsichtig. Auch Sie können per Natel alarmieren. Ebenso wichtig ist Einfühlungsvermögen für Opfer.

Auf Dich kommt es an

«Sei stärker als die Rauflust in Dir.» So reagierte ein Spiegel-Leserbriefler auf einen neulichen Artikel zur Jugendgewalt. Jeder kann gegen etwas sein – sich für etwas einzusetzen ist nicht allen gegeben. Wo liegt für Sie der Sinn des Lebens? Welchen Eindruck schaffen Sie in Ihrer Umgebung, derjenige eines Skrupellosen oder derjenige einer Person, die Werte aufbaut und mitträgt? Natürlich bleiben Politiker - mehr denn je - oder andere Stellvertreter gefordert.

Ist es da nicht wirksamer, selber das Heft (oder das demnächst solarbetriebene E-Book) in die Hand zu nehmen. Wenn Sie in einem Gremium mitwirken, machen Sie vielleicht «den Unterschied» und erreichen etwas in Ihrem Sinne. Dadurch beweisen Sie sich, der Gesellschaft und möglichen Tätern, dass Sie fundamentale Werte teilen und durchsetzen. Vor allem zeigt diese gelebte Eigenverantwortung, dass es Hoffnung auf eine menschlichere, würdigere Zukunft gibt – auch nach der Hoffnungsstudie 2011.



Daniel Stanislaus Martel

Dr. Daniel Stanislaus Martel promovierte an der Universität Genf. Hauptberuflich ist er Dozent für Risikoanalyse, Geschäftsethik und Management beim Dunya Institute of Higher Education in Kabul und der University of Management, Economics and Finance (UMEF) in Genf. Bei beiden ist er Mitglied des Rektorats. Ferner unterrichtet er Bankstrategie bei AKAD. Daneben ist er Fachjournalist für Aviatik, Technologie und Geopolitik. Seine Beiträge erscheinen unter anderem in Skynews.ch, RMS Revue Militaire Suisse und Point de Mire. Schliesslich ist er als Trendscout und Ideenentwickler für Start-Up-Unternehmen aktiv. Daneben hält er Vorträge.





DIE ZUKUNFT DER WERTE IN DER SCHWEIZ

Swissfuture hatte im Jahr 2004 eine Studie zum Wertewandel in der Schweiz verfasst. Nun erscheint eine überarbeitete Neuauflage: «Wertewandel in der Schweiz 2030. Vier Szenarien». Die Autoren weisen im folgenden Beitrag auf die zentralen Neuerungen und Schwerpunkte in den Szenarien hin. Die Werte-Szenarien zeigen Handlungsoptionen unter unterschiedlichen Annahmen. Für die Leser dienen sie dazu, die Frage zu reflektieren, in welcher Schweiz wir in der Zukunft leben möchten.

Keywords: Gesellschaft, Wertewandel, Zukunft

Georges T. Roos und Francis Müller

Werte sind mächtige Triebfedern. Sehen wir unseren Sinn für Gerechtigkeit verletzt, stehen wir dagegen auf. Wenn wir Beziehungen eingehen – ob privat oder beruflich – ist eine gewisse Kongruenz zwischen den eigenen Werten und denjenigen des Gegenübers entscheidend für die Tragfähigkeit dieser Verbindung. Wenn wir von unserem Stimm- und Wahlrecht Gebrauch machen, bestimmen unsere Werthaltungen mindestens so sehr mit, wie die gerade zur Diskussion stehende Frage. Die Beispiele könnten beliebig erweitert werden. Werte bestimmen in grossem Mass, wie wir die Welt gestalten und wie wir uns zu dem, was uns aus der Welt auf uns zukommt, stellen. Dabei müssen Werte nicht zwingend artikuliert sein. Sie erschliessen sich auch implizit aus unseren Handlungen, spontanen Reaktionen und intuitiven Entscheidungen.

Werte erfüllen Aufgaben für uns: Sie dienen dazu, Komplexität zu reduzieren; sie stiften Identität, sie leiten unsere Handlungen an und stabilisieren sie über die konkrete Situation hinaus; sie schaffen stabilisierende Bezüge zwischen verschiedenen Lebensbereichen; sie alimentieren unsere Normen und sie sichern eine Anpassung an die Erfordernisse des Lebens. Werte – oder vielmehr Wertemuster, die sich aus verschiedenen Werten zusammensetzen – wandeln sich. Die Sozialforschung hat den Wertewandel zum erstenmal als Thema aufgegriffen, als sich im Zuge der 68er Jahre scheinbar schnell Pflicht- und Akzeptanzwerte zugunsten von Selbstentfaltungswerten aufgelöst hatten. Werte wandeln sich in der Auseinandersetzung mit der Welt, in der wir uns vorfinden. Werte wandeln sich auch in der Zukunft – und sind eine Grösse, welche die gesellschaftliche, wirtschaftliche und politische Entwicklung der Schweiz beeinflussen wird.

Swissfuture hatte sich bereits 2004 mit dem künftigen Wertewandel in der Studie «Wertewan-

del in der Schweiz. 2004 – 2014 – 2024.

Vier Szenarien» auseinandergesetzt. Da Wertewandel nicht prognostiziert werden kann, eignen sich Szenarien für die Darstellung künftiger, vorherrschender Wertemuster. In der Szenario-Technik werden die wichtigen Einflussfaktoren in unterschiedlichen, aber plausiblen Varianten in die Zukunft projiziert. Entstanden sind vier Szenarien. Nach sieben Jahren drängt sich eine Überarbeitung und Weiterschreibung auf.

Turbo-Kapitalismus und hohe Individualität

Die beiden Hauptszenarien von 2004, das turbo-kapitalistische Ego-Mania und das konflikt-haltige Clash, halten dem kritischen Rückblick gut stand. Ersteres beschrieb eine Welt der fortgeschrittenen Deregulierung und Abbau des Staates zugunsten mehr unternehmerischen und individuellen Freiheiten. Die sozialen Sicherungsnetze wurden abgebaut, die Internationalität des Arbeitsmarktes und die Globalisierung vorangetrieben. Das Szenario mutete den Individuen viel Verantwortung zu – Individuen, die in einer weiter ausdifferenzierten Gesellschaft immer losere Beziehungen zur Gemeinschaft und Herkunft pflegten. Eine äusserst günstige Entwicklung der Weltwirtschaft liess in Ego-Mania allfällige soziale Verwerfungen nicht zu tage treten, weil ein ausgetrockneter und mobiler Arbeitsmarkt auf allen Qualifikationsstufen noch genügend Chancen boten – wenn gleich die Wohlstandsschere sich natürlich weitere öffnete. Dem Risiko des sozialen Abstiegs stand die Chance des Aufstiegs gegenüber und beides empfanden die Menschen als Frucht der eigenen Geschicklichkeit und des eigenen Fleisses.

Im Clash-Szenario dagegen brachen gesellschaftliche Konflikte auf. Angesichts des spürbaren Wohlstandsverlustes über die vergangenen zwanzig Jahre standen sich Schweizer und

Ausländer, Junge und Alte, Reiche und Arme immer gehässiger gegenüber. Der Mittelstand wurde regelrecht aufgerieben. Für eine wachsende Schicht waren die Verheissungen der Konsumgesellschaft unerreichbar – ja sie fühlten sich geradezu verhöhnt von den üppigen Schaufensterauslagen und omnipräsenten Werbebotschaften.

Religion als Deutungsschema von Konflikten

Wie für Szenarien nicht verwunderlich, bestätigten sich in den vergangenen Jahren gleich beide Werte-Tendenzen, aber mit unterschiedlicher Gewichtung: Von 2004 bis 2008 befand sich die Schweiz überwiegend auf dem Ego-Mania-Kurs, der dann aber durch die steigende Unsicherheit und die stockende Wirtschaft in die Richtung des Clash-Szenarios umkippte. Beide Szenarien haben wir weiter fortgeschrieben: Aus Ego-Mania wurde Ego (im Bemühen die Namen der Szenarien wertfreier zu halten). Clash bleibt Clash – allerdings mit einer gewichtigen neuen Nuance: Im Clash spielt eine religiöse Rhetorik und kulturalistische Konfliktdeutung eine immer grössere Rolle. 2004 hatten wir einen denkbaren Bedeutungsgewinn der Religionen noch im Szenario Mind Control beschrieben. Davon sind wir abgekommen. Wir erkennen keine Tendenz zu einer Renaissance der Religionen in der Schweiz. Allerdings hat sich herausgestellt, dass gesellschaftliche Konflikte zunehmend mit einer religiösen Schablone gedeutet werden. Ob es um die Gewaltbereitschaft junger Migranten, die Probleme der Integration oder die geopolitische Bedrohung geht: Vermehrt werden kulturelle und religiöse Erklärungsversuche bemüht und dabei insbesondere der Gegensatz des Islams zur abendländisch-christlichen Kultur betont. Es mehren sich in jüngster Zeit die Stimmen, die postulierten, der Westen müsse wieder seine christlichen Wurzeln und Werte hervor streichen, um anderen – aggressiv auftretenden – Religionen Paroli bieten zu können. In diesem Geist wurde 2009 die Minarette-Initiative angenommen, welche künftig den Bau von Minaretten verbietet. Wir sehen für die Zukunft keine Anzeichen, dass die Schweizer Bevölkerung tatsächlich religiöser wird – aber wir sehen starke Tendenzen, die Religion in der politischen und gesellschaftlichen Diskussion als Deutungsschema zu instrumentalisieren. Daher haben wir einen denkbaren Bedeutungsgewinn religiöser Rhetorik ins Clash-Szenario aufgenommen.

Keine Sklaven der Beschleunigung

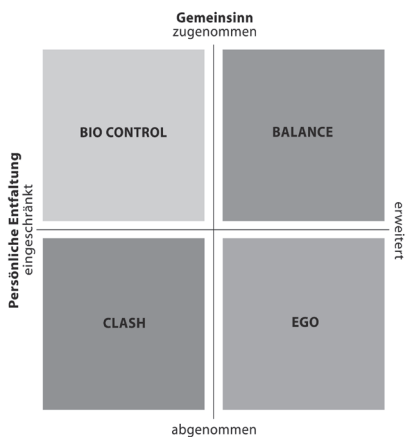
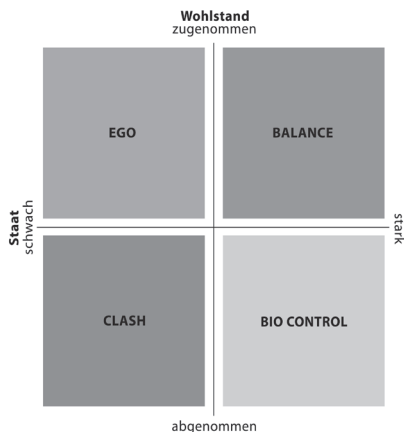
Das Szenario Balancing von 2004 wurde in der Neuauflage zum Balance. Die Waage symbolisiert eine Wertelandschaft, in der Exzesse und einsei-

tiges Streben korrigiert wurden. Der Umgang mit der Email-Flut ist ein Beispiel dafür: Heute realisieren immer mehr Menschen, dass die dauernde Unterbrechung durch Nachrichten und die 24-Stunden/7-Tage-Bereitschaft nicht nur auf Kosten der eigenen Gesundheit geht, sondern zusätzlich die Produktivität und Qualität der Arbeit beeinträchtigt. In der Balance-Schweiz haben Firmen und Individuen gelernt, sich nicht zu Sklaven der Unterbrechung zu machen. Aber Balance geht darüber hinaus: Im Balance gelingt es, unsere Sozialwerke, die unter dem Einfluss der Industriegesellschaft und zu einer Zeit, als die durchschnittliche Lebenserwartung noch 63 (bzw. 67 für Frauen) Jahre betrug, geschaffen wurden, in die Wissensgesellschaft mit einer langlebigen Bevölkerung zu überführen, die mittlerweile eine Lebenserwartung bei Geburt von 80 bzw. 84 Jahren hat. Das Lebensarbeitszeitmodell ersetzt das fixe Rentenalter und die investierte Bildungs-, Aus- und Weiterbildungszeit verteilt sich über eine ganze Arbeitsbiografie. Familie und Beruf sind verträglich gestaltet, so dass Frauen, welche mittlerweile besser gebildet sind als die Männer, länger im Erwerbsprozess gehalten werden können. Die Balance-Werte korrespondieren auch am meisten mit einer nachhaltigen Entwicklung, welche ökonomische, soziale und ökologische Aspekte ausgewogen berücksichtigt. In seinen Grundzügen ist Balance noch immer Balancing. Allerdings haben wir uns darauf konzentriert zu zeigen, dass dieses Szenario plausibel ist – und nicht nur die schöne Gegenfolie zur Wirklichkeit, als die es zuweilen wahrgenommen wurde. Szenarien müssen nicht alle gleich wahrscheinlich sein. Sie müssen aber aufzeigen können, unter welchen Bedingungen der beschriebene Zukunftszustand sich einstellen kann.

Biopolitik und Normierungsexzesse

Die grösste Veränderung erfährt das einstige Mind-Control-Szenario. Neu heisst es Bio-Control. Wie oben bereits erwähnt, beschreibt es nicht mehr ein rückwärts orientiertes, neoreligiöses Kontroll-Szenario. Stattdessen beschreibt es die Konsequenzen einer Tendenz, möglichst alle potenziellen Risiken moderner Gesellschaften durch Gesetze und Verordnungen präventiv zu minimieren. Sei es Jugendgewalt, sei es Übergewicht, sei es Internet-Exzess: Für alles werden repressive und präventive Mittel geschaffen. Zugleich sind immer mehr Menschen verunsichert, ob sie «richtig» leben, «richtig» erziehen, «richtig» arbeiten und «richtig» lieben. Der innere Zensor hält ihnen immer vor Augen, was alles schief gehen kann, wenn man sich nicht extra bemüht. In der Sozialforschung spricht man in

diesem Zusammenhang auch von Biopolitik, also dem Versuch, die Gesellschaft stärker zu gestalten. Geblieben ist der chauvinistisch nationalistische Charakter des Szenarios. Er resultiert aus der politischen und wirtschaftlichen Isolierung der Schweiz. Autarkie-Gelüste bestimmen den Tenor, wenn gleich die Selbständigkeit der Schweiz illusorisch ist. Dieses Szenario ist im Gegensatz zum Ego oder Balance-Szenario in einem ökonomisch sehr ungünstigen Umfeld angesiedelt. Wie im Clash-Szenario ist der Wohlstandsverlust deutlich spürbar. Im Unterschied allerdings zum Clash-Szenario versucht der Staat im Bio-Control-Szenario die Krise zu gestalten und sich von ihr nicht überwältigen zu lassen. Wir gehen davon aus, dass unter ungünstigen materiellen Vorzeichen Balance ins Bio-Control zu kippen droht.



Szenarien variieren verschiedene Grundannahmen von Faktoren, die auf den Wertewandel einwirken. Die langfristige Wohlstandsentwicklung gehört zu den wichtigsten Einflussfaktoren auf den Wertewandel. Zwei Szenarien (Ego und Balance) gehen von sehr günstigen Wohlstandsentwicklungen in der Schweiz aus. Die beiden anderen (Clash und Bio Control) sind von einem spürbarem Wohlstandsverlust in der Schweiz geprägt. Die ökonomische Situation der Schweiz korrespondiert dabei mit der Entwicklung auf dem Weltmarkt. Zwei Szenarien gehen davon aus, dass die Politik gegenüber dem Markt die Oberhand behält (Balance und Bio Control). Zwei Szenarien gehen von einem schwachen Staat aus, wobei im Ego-Szenario die Schwäche erwünscht ist, im Clash-Szenario hingegen die Folge der erdrückenden Problemen, welche den Staat überfordern.

Nicht alles ist machbar, nicht alles ist Schicksal

Die Welt verändert sich – und unsere Werte mit ihr. Werte sind von ihrer Funktion her nicht Fahnen im Wind – im Gegenteil. Trotzdem verschieben sich in sieben Jahren die Akzente, die bedeutsam sind, wenn man die Gegenwart als Ausgangspunkt von Zukunftsprojektionen nimmt. Als 2004 die Studie «Wertewandel in der Schweiz. 2004 – 2014 – 2024. Vier Szenarien» erschien, sprang das Internet gerade in die nächste Potenz: Anstelle der statischen Seiten wurden interaktive Plattformen aufgeschaltet, die von x-beliebigen Internet-Usern verändert und mitgestaltet werden konnten. Web 2.0 war keineswegs die einzige Veränderung seit der Veröffentlichung der ersten Wertewandel-Szenarien. Viel Beachtung fand 2007 der vierte Sachstandbericht des Weltklimarates IPCC. Der Klimawandel wurde 2004 von einer breiten Mehrheit noch nicht als epochale Bedrohung empfunden. Ganz anders 2007. Heute scheint der Klimawandel bereits wieder von anderen Sorgen verdrängt worden zu sein. Andere Themen sind geblieben: Die anhaltende Sorge wegen des internationalen Terrorismus hat in den vergangenen Jahren das Pendel zwischen Freiheit und Sicherheit weiter Richtung letzteres ausschlagen lassen. Davon unberührt schienen die Bäume der Börsen in den Himmel zu wachsen: 2004 befand sich die Weltwirtschaft mitten in einer andauernden Hochkonjunkturphase. Die Desillusionierung kam schnell und die Landung war hart: Die Finanz- und Wirtschaftskrise 2008/2009 hat nicht nur ganze Länder an den Abgrund des Ruins getrieben sondern auch vielerorts den Glauben an den Markt erschüttert. Millionenboni empören heute und Deregulierung steht in Misskredit.

Die fortgeschriebenen Szenarien nehmen solche und andere Entwicklungen von Werte-treibenden Kräften auf und schärfen die Projektionen. Missverständnisse wurden korrigiert, die Plausibilität der Szenarien gefestigt. Die Szenarien sollen der interessierten Öffentlichkeit helfen zu verstehen, was und wie sich an der Wertelandschaft in der Schweiz in den nächsten zwanzig Jahren verändern kann. Sie sind – wie alle Szenarien – keine Prognosen. Sie zeigen auf, was passiert, wenn gewisse Tendenzen sich ausprägen. In anderen Worten: Sie sollen einerseits Handlungsoptionen unter unterschiedlichen Annahmen aufzeigen. Andererseits sollen sie dazu anregen, darüber nachzudenken, welche Schweiz wir künftig wollen. Nicht alles ist machbar – aber auch nicht alles ist Schicksal.



Georges T. Roos

Georges T. Roos ist Zukunftsforscher, Inhaber des Zukunftsforschungsinstituts ROOS Trends&Futures, Gründer und Direktor European Futurists Conference Lucerne, Luzern. Themen: Megatrends, gesellschaftlicher Wandel, Wertewandel Früherkennungssysteme, Szenario-Technik. Er ist Vorstandsmitglied von swissfuture. www.kultinno.ch



Francis Müller

Francis Müller ist Religionssoziologe, Journalist, Dozent und Theorieexperte an der Zürcher Hochschule der Künste. Er ist Vorstandsmitglied und Chefredakteur von swissfuture. www.francismueller.ch

Information

Am 21. Juni präsentiert swissfuture die Studie «Wertewandel in der Schweiz 2030. Vier Szenarien» im Werner Siemens Auditorium (HIT E 51) in der ETH Hönggerberg Science City (Branco Weiss Gebäude).

Die Veranstaltung dauert von 17.30 bis 19.30, die Teilnahme ist kostenlos, eine Anmeldung ist erforderlich unter swissfuture@swissfuture.ch. Die Studie kostet für Mitglieder von swissfuture 25 CHF und für Nichtmitglieder 50 CHF. Sie ist zu beziehen auf www.swissfuture.ch oder bei swissfuture@swissfuture.ch



HEIMAT SUCHEN – HEIMAT FINDEN. KULTURELLE IDENTITÄT IN DER PLURALEN GESELLSCHAFT

Begriffe wie Migration, Integration und Heimat werden derzeit rege diskutiert und politisch aufgeladen. Doch was bedeutet Heimat unter modernen Bedingungen? Wie konstituieren sich kulturelle Identitäten in pluralen Gesellschaften? Der Autor liefert vier kurze Thesen und ihre jeweilige knappe Begründung.

Keywords: Europa, Heimat, Identität, Integration, Migration, Religion

Hans Joas

1. Die konventionelle Vorstellung, dass religiöse und ethnische Werte und Identitäten von Immigranten Anachronismen seien, die im Prozess der Modernisierung und durch Assimilation verschwinden, ist falsch

Die genannte Vorstellung stammt schon aus dem 19. Jahrhundert. Sie hat nicht nur die öffentlichen Debatten vieler Einwanderungsländer immer wieder bestimmt und zu rigiden Forderungen an Einwanderer geführt, sich endlich anzupassen und von ihren überholten Glaubens- und Moralvorstellungen abzulösen. Sie hat auch umfangreiche Forschungen (u. a. Smith 1978: 1155-1185) inspiriert; diese stiessen immer wieder zur Überraschung der Forscher auf die Zähigkeit mitgebrachter Bindungen, auf ihre Intensivierung gar in späteren Generationen, die vielleicht selbst gar keine Migrationserfahrung, sondern nur einen «Migrationshintergrund» haben. Dabei liegt es doch durchaus nahe, die Migration als grosse Herausforderung zu begreifen, angesichts derer sich Menschen auf gewissheitsstiftende Traditionen zurückwenden. Dies muss diejenigen irritieren, die sich den «modernen» Menschen als frei von religiösem Glauben und ohne emotionale Identifikation mit einer spezifischen Ethnie vorstellen. Aber diese schmuggeln einfach in ihren Begriff von Modernität ihre sehr einseitigen Vorstellungen von Säkularität und ethnischer Bindungslosigkeit hinein. In Deutschland hat das oft mit einem speziell deutschen negativen Nationalismus zu tun, dem Wunsch, als Deutscher nur nicht erkannt oder mit anderen Deutschen nicht in einen Topf geworfen zu werden. In Frankreich liegt es eher an einer schroffen Gegenüberstellung von angeblich universalistischem laizistischem Staat und allen angeblich partikularen ethnischen und religiösen Bindungen. Diese Vorstellungen müssen überwunden werden, wenn ein unverstellter Blick auf Migration gelingen soll.

2. Auch Europa hat eine Tradition des religiösen und kulturellen Pluralismus

Verbreitet ist auch die Vorstellung, daß Europa erst heute zu lernen habe, sich mit solchem Pluralismus auseinanderzusetzen. Doch war Europa nie ein so einheitlich christliches Abendland, wie es romantische Denker unterstellten, oder ein einheitlich aufgeklärter Kontinent, wie es – sehr erstaunlich angesichts der europäischen Geschichte des 20. Jahrhunderts – heute immer wieder behauptet wird. Europa war nicht einheitlich christlich, da es immer auch eine jüdische Geschichte hatte. Auch der Islam muss – man denke an seine Präsenz auf der iberischen Halbinsel und dem Balkan – als europäische Religion bezeichnet werden. Vorchristliche Religionen blieben lange lebendig und prägen die Aneignung des Christentums etwa in Nord- und Osteuropa bis heute. Die antiken Polytheismen kamen nicht nur in einer Renaissance, sondern in vielen zu immer neuer Kraft. Das Christentum war nie nur eines. Die Spaltung von orthodoxer und römischer Kirche jährt sich bald zum tausendsten Mal, die mittelalterliche Kirche war in sich vielfältig, seit der Reformation leben wir mit einer neuen Vielfalt, die trotz der konfessionellen Territorialmonopole aufgrund der Kleinräumlichkeit des Reichs nicht ohne Konfrontation mit dem Anderen auskam. Industrialisierung und Urbanisierung haben die Konfessionen durcheinandergewürfelt. Der Aufstieg einer «säkularen Option» in Liberalismus und Arbeiterbewegung hat das Bild noch komplexer gemacht. Die grossen Reiche im östlichen Europa (Habsburgerreich, Zarenreich, Osmanisches Reich) waren ethnisch und religiös äusserst heterogen. Wir brauchen ein angemessenes Bild des Umgangs mit dieser Tradition europäischer Pluralität statt einer Stilisierung der gegenwärtigen Migration zu einer Herausforderung ganz neuer und unerhörter Art.

3. Die Wirkungen der Migration auf die Religion in Europa sind oft positiv

Während ich bei der Beschreibung des europäischen religiösen Pluralismus und seiner Geschichte die Durchmischung der Konfessionen und Religionen durch Vertreibungen, territoriale Verschiebungen, Arbeitsmigration, Flucht vor religiöser Unterdrückung oder ethnischer Diskriminierung nur angedeutet habe, ist für die Gegenwart ein wenig näher zu bestimmen, was solche Migration bei aller Kontinuität von der Vergangenheit auch unterscheidet.

Ganz auffallend sind die Veränderungen durch die ausserordentlich verbesserten modernen Kommunikations- und Transportmittel. Wer im 19. Jahrhundert etwa in die USA auswanderte, tat das oft noch in dem Gefühl, die Heimat vermutlich nie wiederzusehen. Der Kontakt mit den zurückgebliebenen Verwandten und Freunden war auf Briefe beschränkt, die Wochen oder Monate unterwegs waren. Bis zum Eintreffen der Antwort konnte sich alles immer schon völlig verändert haben. Selbst wenn es schon bessere Technik gab, war diese für viele unerschwinglich. Heute dagegen ist die Kommunikation über Telefon etwa in Echtzeit möglich, von Email ganz zu schweigen. Billige Flüge verbinden Aus- und Einwanderungsländer. So wichtig weiterhin die Bildung neuer Gemeinschaft im Einwanderungsland ist, so sehr bleibt diese doch auch mit dem Herkunftsland verbunden.

In Hinsicht auf Religion hat dies vielfältige Auswirkungen. Im Gegensatz zur Vorstellung von den säkularisierenden Wirkungen der Migration durch verstärkten Kontakt mit «modernen» Gesellschaften scheint Migration meist eine Religiosität verstärkende Erfahrung gewesen zu sein. Die Verarbeitung der kulturellen Verunsicherung, die Angewiesenheit auf andere, das Bedürfnis nach Rat und materieller Unterstützung haben traditionell in dieser Richtung gewirkt. In den USA ist dies schon oft beschrieben worden. Aber auch für Europa trifft es zu. Die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit richtet sich heute fast ausschliesslich auf muslimische Einwanderer. Dabei ist auch die christliche Immigration beträchtlich. Wenn die Prognosen zutreffen, dass die Geburtenraten im arabisch-mediterranen Bereich dramatisch sinken, ist damit zu rechnen, dass die Bedeutung christlicher afrikanischer Einwanderung zunimmt. In London sind heute 44% aller sonntäglichen Kirchenbesucher schwarz. In Skandinavien erlebt der Katholizismus einen Aufschwung durch Immigration. Die Einwanderer bilden teils eigene Gemeinden, teils tragen sie zur Revitalisierung von Gemeinden bei, teils organisieren sie syste-

matisch eine neue Missionierung der Länder, von denen aus ihre Heimatländer einst missioniert wurden (vgl. Jenkins 2007).

Dies wiederum ändert auch die Bedingungen für das religiöse Leben in den Auswanderungsländern. Durch die Immigranten informiert über das religiöse Leben in Europa und den USA, verschieben sich Gewichte zwischen theologischen Strömungen, werden moralische Normen unter Veränderungsdruck gesetzt.

In Deutschland gibt es hier interessante Parallelen zur Aufnahme der Vertriebenen und Flüchtlinge nach 1945. Was zum Beispiel das Gebiet der ehemaligen DDR betrifft und die katholische Kirche, war die Umwälzung so gross, dass man von einer «Flüchtlingskirche» gesprochen hat. «In die katholischen Gemeinden konnten sich die Flüchtlinge vielerorts nicht «integrieren», weil es gar keine Gemeinden gab.» Ein Schweriner Pfarrer meinte unter Bezug auf die Flüchtlinge: «Weil die Zahl so gross war, haben wir sie gar nicht als Fremdkörper empfunden. Sie waren eben die Gemeinde» (vgl. Pilvousek/Preuss 2009).

4. Integration in die neue Heimat setzt ein selbstbestimmtes Verhältnis zur mitgebrachten Identität und zur alten Heimat voraus.

Integration kann nicht erzwungen werden. Zwar spricht nichts dagegen, Voraussetzungen für Integration etwa sprachlicher Art festzulegen und Lock- und Druckmittel zu gebrauchen, um diese zu verwirklichen. Aber entscheidend ist, dass Einwanderer als Individuen, als Familien, als Religionsgemeinschaften nicht zu biographischen Brüchen genötigt werden, die noch schärfer ausfallen, als es die Herausforderung durch die Migration schon an sich erfordert. Integration muss selber pluralistischen Charakter haben und nicht durch Anpassung an eine falsche Homogenität erzwungen werden. Sie ist oft ein viele Generationen umfassender Prozess, der auch das Einwanderungsland verändert. Dieses wird aufmerksam gemacht auf seine falschen Gleichsetzungen der eigenen Kultur mit den über diese doch weit hinausgehenden Ansprüchen von religiösen oder säkularen Wertsystemen. Immer wieder werden in allen Ländern die eigenen kulturellen Partikularismen etwa zum Kern einer Religion erklärt. Wenn Karl Rahner böse vom «Trachtenvereinskatholizismus» in Bayern und Österreich sprach, hatte er ein solches Phänomen im Auge. Aber natürlich findet sich dieses auch dort, wo anatolische oder arabische Traditionen zum Wesen des Islam als einer Weltreligion erklärt werden.

Migration fordert den oft nur behaupteten Universalismus der grossen Religionen (und auch eines säkularen Humanismus) vielfältig heraus. Diese Herausforderungen sind konkret. Gegen sie helfen keine Feindbildkonstruktionen, aber natürlich auch keine kitschigen Idealisierungen von Multikulturalität. Ohne eine Bewältigung dieser Herausforderungen bleibt den Migranten aber ihre neue Heimat fremd und erleben die Einheimischen – die oft vergessen, wie kurz zurück die Migration ihrer eigenen Vorfahren liegt – ihre Heimat nunmehr als entfremdet. Nur indem wir wirklich ernstnehmen, dass wir Christen einer weltweiten Glaubensgemeinschaft angehören, die uns zur Solidarität mit allen Menschen verpflichtet, werden wir dem Wunsch aller Menschen nach Heimat gerecht.



Hans Joas

Hans Joas, Professor für Soziologie, langjähriger Leiter des Max-Weber-Kollegs, Erfurt, ist seit 2011 Permanent Fellow des Freiburg Institute for Advanced Studies, Universität Freiburg und lehrt außerdem an der University of Chicago, deren Committee on Social Thought er angehört. Er ist der Autor zahlreicher

Literatur

Jenkins, Philip (2007): *God's Continent. Christianity, Islam, and Europe's Religious Crisis*. Oxford.

Pilvousek, Josef/ Preuss, Elisabeth (2009): Einführung: Aufnahme, Integration, Beheimatung, in dies. (Hg.), *Aufnahme – Integration – Beheimatung: Flüchtlinge, Vertriebene und die «Ankunftsgesellschaft»*. Berlin, S. 1-8.

Smith, Timothy L. (1978): *Religion and Ethnicity in America*, in: *American Historical Review* 83, S. 1155-1185.



ÜBER NEUE UND ALTE WERTE

Nach der Wirtschaftskrise vor zwei Jahren waren prominente Stimmen zu hören, welche auf die Notwendigkeit eines Wertewandel verwiesen. Der Autor geht im folgenden Text der Frage nach, ob dieser Wertewandel notwendig ist – und welche Leitwerte europäische Gesellschaften in eine prosperierende Zukunft führen.

Keywords: Konsum, Nutzenmaximierung, Wertewandel, Wirtschaftskrise

Christoph Weber-Berg

Auf dem Höhepunkt der Finanzkrise schrieb Gerhard Schwarz, damals Wirtschaftsredaktor bei der Neuen Zürcher Zeitung, in einem Kommentar: «Vor allem aber sollte das neue Personal das mitbringen, was eine Elite auszeichnet: Anstand und Moral, Mut und Demut, Verantwortungsgefühl und Gemeinsinn. Man mag die Forderung nach solchen Bürgertugenden als frommen Wunsch ansehen – die Schweiz wird sie auf dem langen Weg aus der Krise dringend benötigen» (14./15. März 2009). Klaus Schwab, Gründer und Präsident des World Economic Forum formulierte im Interview mit Martin Spieler in der Sonntagszeitung (19. Dezember 2010): «Es besteht die Gefahr, dass Entscheidungsträger in Wirtschaft, Politik und Gesellschaft nicht erkannt haben, dass wir nach der Wirtschafts- durch eine fundamentale Wertekrise gehen.»

Die Zitate zweier liberal und wirtschaftsfreundlich denkender Zeitgenossen verdeutlichen, welche tiefen Spuren die (vergangene?) Krise im Nachdenken vieler Menschen hinterlassen hat. Was genau ist geschehen? Haben sich Werte durch die Verwerfungen der Krise gewandelt? Besteht die Notwendigkeit, einen Wertewandel herbeizuführen? Welche Werte führen uns in eine prosperierende und lebenswerte Zukunft? Diesen drei Fragen soll in den kommenden Abschnitten nachgegangen werden.

Haben sich Werte durch die Verwerfungen der Krise gewandelt?

Die Finanz- und Wirtschaftskrise war von einem vielstimmigen Aufschrei in den verschiedensten Tonlagen moralischer Entrüstung begleitet. Die Gier wurde beklagt, einerseits spezifisch: in Bezug auf die Bezüge von Managern und Finanzakrobaten, andererseits ganz allgemein: in Bezug auf Hinz und Kunz, die sich nicht mit langweiligen Bundesobligationen zufrieden geben, sondern an den Errungenschaften des modernen «financial engineering» partizipieren wollten. Hochmut,

unmoralischer Opportunismus und verkümmerter Gemeinsinn wurden festgestellt. Von da her der Ruf des damaligen NZZ Wirtschaftsredaktors nach Tugenden, die man eher dem Credo eines Erziehungsheimes der Fünfzigerjahre als dem Kommentar eines liberalen Vordenkers der Schweiz zuschreiben würde. Wenn – in vergleichbarer Tonlage – Klaus Schwab eine Wertekrise diagnostiziert, so scheint er darauf hinzuweisen, dass etwas im Umbruch ist; oder zumindest, dass etwas, was sich früher bewährt hatte, heute prekär erscheint. In einer oberflächlichen Analyse kann ihm teilweise zugestimmt werden. Zur Zuspitzung der Argumentation soll jedoch das Geschehene in der Folge nicht als Werte- sondern als Glaubenskrisen analysiert werden. Die letzten Jahrzehnte waren im Bereich der Wirtschaft von Menschenbildern und Marktmodellen geprägt, welche als Grundlage einer wertfrei geglaubten Wirtschaft dienten. Der homo oeconomicus in all seinen Varianten, Markteffizienz-Hypothese und Gleichgewichtstheorie, die Gleichsetzung von Nutzenmaximierung und Rationalität oder das Theorem der Wertfreiheit der ökonomischen Sphäre dienten nicht nur als Heuristiken ökonomischer Analyse und Theoriebildung, sie errangen paradigmatischen Status: Sie wurden zum Glaubensbekenntnis.

Ein Glaubensbekenntnis umschreibt einen Inhalt, der nicht nur nicht unmittelbar evident, sondern bisweilen sogar kontrafaktisch ist: Die Realität dieser Welt ist nicht so, wie das Bekenntnis sie formuliert, und dennoch ist das Geglaubte für Glaubende diejenige Wirklichkeit, auf die sie ihr Streben und Handeln ausrichten. Sie tragen so dazu bei, dass ein Stück dieser verborgenen Wirklichkeit vielleicht schon in dieser realen Welt offenbar werden kann.

Das ökonomische Glaubensbekenntnis ist insofern kontrafaktisch, dass – und daran zweifelt auch gar kein ernsthafter Ökonom – die Men-

schen tatsächlich keine homines oeconomici sind, und dass die real existierenden Märkte oft alles andere als effizient und Gleichgewichts-affin sind; ganz zu schweigen von der (Ir)Rationalität der angeblich effizienten Nutzenmaximierer. Und dennoch richtet sich die Lehre an Hochschulen und Universitäten, die Organisation von Firmen, die Gestaltung von Märkten und politischen Rahmenordnungen ganz an diesen Idealen aus. Aus Studierenden werden Manager, Beraterinnen und Consultants und sie wenden das Gelernte an: sie leben das Bekenntnis. Sie erfahren auch, dass sie, wenn sie sich – unberührt von allzu vielen Gewissensbissen – als «rationale» Nutzenmaximierer verhalten, erfolgreich sind, Karriere machen und Anerkennung genießen können. Ganz im Sinne des Wandels im Glauben wird so die reale Welt Schritt für Schritt zur wirklichen, geglaubten Welt. Es wird wahr, was nicht unmittelbar evident ist: Selbst unmoralisches Verhalten kann, der Lehre entsprechend, Gutes hervorbringen: Wachstum und Wohlstand. Im Lichte des übergeordneten Gutes wird Unmoral – solange sie sich im Rahmen des geltenden Gesetzes bewegt – moralisch neutralisiert: sie wird a-moralisch, wertfrei, moralisch irrelevant. Die viel zitierte «Unsichtbare Hand» lenkt die Kräfte der «eitlen und unersättlichen Begierden» dahin, dass diese das «Interesse der Gesellschaft fördern» (Smith A. 2004: Theorie der ethischen Gefühle, Hamburg: Felix Meiner Verlag, S. 316 f.). Knapper und moderner formuliert: «Geiz ist geil» und am Ende ist uns erst noch allen am besten gedient.

Falls – und diese These ist nicht ganz von der Hand zu weisen – die Werte, die mit dieser hier in karikaturistischer Verkürzung dargestellten Weltansicht einhergehen, vor der Krise Geltung besessen haben sollten, so hat sich wohl kaum viel verändert. Die Krise hat vielleicht aufgedeckt, dass dieser Glaube zumindest Rückschläge erleiden kann und Anfechtungen ausgesetzt ist. Ob sie faktisch zu einem Wertewandel – oder zu neuen Bekenntnissen führt, wird erst die Geschichte weisen.

Besteht die Notwendigkeit einen Wertewandel herbei zu führen?

Die Frage, ob denn ein Wertewandel aktiv herbeigeführt werden soll, liegt in der Folge auf der Hand. Dazu rufen sowohl Schwarz wie Schwab mehr oder weniger ausdrücklich auf. Die Notwendigkeit, einen Wandel herbei zu führen, würde sich aus der Einsicht ergeben, dass die Werte der Vergangenheit nicht die Werte der Zukunft sein können. Ich möchte die Werte der vergangenen Jahrzehnte in der Folge durchaus positiv würdi-

gen und mit Wohlstand, Sicherheit, Freiheit und Emanzipation umschreiben. Das Programm der Nachkriegsjahrzehnte in Europa war geprägt von der Gleichung «Wirtschaftswachstum = Wohlstand und Wohlfahrt». Das Wachstum war die Grundlage für Aufstiegschancen, die Realisierung von Mittelstands-Träumen, den Ausbau des Gesundheitssystems und der sozialen Sicherungswerke. Wohlstand für Millionen von Menschen bedeutete Sicherheit, Freiheit, Selbstbestimmung und Emanzipation. Nur schwach trübte die Drohkulisse des Kalten Krieges die Aufbruchsstimmung. Ein schwarzer Bakelit-Apparat im Hausflur war mehr als ein Telefon, der erste Citroen 2CV oder VW Käfer war mehr als nur ein Auto, die ersten Ferien im Ausland, der erste Fernseher: Konsum war nicht Selbstzweck, sondern Mittel zum Zweck der realen Erfahrbarkeit von Werten, die Emanzipation und Lebensqualität bedeuteten. Konsum stiftete Sinn, befreite aus der Enge und eröffnete ganz neue Horizonte. Traditionelle Sinnstiftungsangebote wie sie die Kirchen zu bieten haben, verloren an Bedeutung, und selbst die Sinnsuche wurde zur Konsumoption.

Der Zenit dieser Entwicklung ist heute überschritten. Ökonomisch gesprochen nimmt der Grenznutzen zusätzlicher Konsumoptionen bezüglich der Stiftung von Lebensqualität, Emanzipation und Sinn rapide ab. Er könnte sogar unter null fallen, indem zusätzliche Konsumoptionen uns abhängiger machen (man denke nur an die permanente Erreichbarkeit), uns den Blick auf die Frage nach dem Sinn vernebeln und die Lebensqualität auf unserem Planeten beeinträchtigen. Zurück zur Ausgangsfrage dieses Abschnittes: «Besteht die Notwendigkeit, einen Wertewandel herbei zu führen?» An dieser Stelle: ein klares «Ja». Nicht, dass wir den Konsum und das erreichte Wohlstandsniveau grundsätzlich verteufeln müssten. Aber unsere satte Gesellschaft ist an dem Punkt, an dem der neue Leasingvertrag fürs Zweitauto, die neuste Smartphone-Generation oder der 3D Fernseher unserem Leben keinen zusätzlichen Sinn verleihen, uns weder frei machen, noch fühlbare Lebensqualität stiften. Das ist die Herausforderung des anstehenden Wertewandels. Damit sind wir bei der Frage des dritten Abschnittes:

Welche Werte führen uns in eine prosperierende und lebenswerte Zukunft?

Es war wohl zu jeder (Krisen-) Zeit ein verbreiteter Reflex, die Werte für die Zukunft in der Vergangenheit zu suchen. So falsch ist das wahrscheinlich gar nicht, denn gewisse Dinge am Menschsein ändern sich kaum. Die von Platon formulierten

Kardinaltugenden: Klugheit, Mut, Besonnenheit und Gerechtigkeit sind keine zufällige Ansammlung von Begriffen, sondern die Tugenden des Verstandes, des Herzens und des Körpers, wobei die Gerechtigkeit den Ausgleich zwischen den drei Aspekten des Menschseins schafft. Auch die so genannt christlichen Kardinaltugenden des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe, versehen mit dem Hinweis, dass die Liebe die wichtigste der dreien sei, sind im 21. Jahrhundert bedenkenswert. Die Tugenden anderer religiöser Traditionen wie die im Buddhismus so zentrale Achtsamkeit oder die als eine der Säulen des Islam institutionalisierte Solidarität mit den Armen (Zakat) tragen ebenfalls zu gutem, sinn-erfülltem Leben bei. Falsch wäre aber das Ansinnen, die Rückbesinnung auf alte Werte und Tugenden mit dem Rückwärtsdrehen des Rades der Geschichte zu verwechseln. Die Glorifizierung vergangener Zeiten war noch nie die Grundlage erfolgreicher Zukunftsstrategien. Was unsere Zeit – bezogen auf Europa – wertvoll und lebenswert macht ist der Umstand, dass Menschen ihre persönliche Freiheit in einem noch nie dagewesenen Ausmass, und im Kontext noch nie dagewesenen relativen Friedens leben können. Die Wahrung dieser Werte muss uns deshalb über politische Gräben, kulturelle und religiöse Grenzen hinweg wichtig sein. Die Selbstbestimmtheit des mündigen und aufgeklärten Menschen, der Respekt sowie die Toleranz des modernen Menschen sind zukunftsfähige Werte des europäischen Kultur-Erbes. Sie sollen Leitwerte des anstehenden Wertewandels sein und sie müssen geschützt werden, wenn von der Gegenwart überforderte und in Hinblick auf die Zukunft verängstigte Menschen nach Abschottung, alten Werten und einfachen Antworten auf komplexe Fragen rufen.

Ist das nun ein Wertewandel? Die Antwort kenne ich weniger als zuvor. Um's Menschsein geht es letztlich, um die Menschlichkeit. Sie gilt es zu wahren, selbst – und gerade wenn die Welt sich wegen uns Menschen in immer rascherem Tempo wandelt.



Christoph Weber-Berg

Dr. Christoph Weber-Berg ist Theologe und Wirtschaftsethiker. Er leitet das Center for Corporate Social Responsibility an der HWZ Hochschule für Wirtschaft Zürich und ist Fellow am Zentrum für Religion, Wirtschaft und Politik an der Universität Basel. Er studierte Theologie an der Universität Zürich und erwarb einen MBA in Nonprofit Management an der Universität Freiburg.

ABSTRACTS

Albert, Ernest:

About Backlash, new constellation and some Swiss value changes

Values are changing. The consequences are new constellation of values which we still observe throughout a perspective of values which we have had internalized in our socialization. So, we interpret the new with our knowledge of the past what makes the identification of new constellated values difficult. The text treats this new constellation with the example of Swiss work values.

Keywords: Career, Change of values, New constellation of values, Work values

Page: ...

Behloul, Samuel M.:

«Homo Islamicus» as a prototype of the stranger

The ascription of «Islam» as a collective entity expresses a religious interpretation of the «other» and the «strange». Religion is becoming a means of cultural and normative self-improvement in culturally ambiguous societies. The author is looking in his article for semantic analogy between the actual Islam controversy and the problematization of Catholicism in the 19th century.

Keywords: Catholicism, Controversy of values, Identity, Islam, Minorities, Religion

Page: ...

Dietz, Bernhard:

Value Change in upper echelons in the 20th century

The first aim of corporations is to draw profit. But changing frames and conditions in economy cause a value change that manifests in different patterns of action. The author analyses in his article the value change in upper echelons in the 20th century and he presents the project of the historical studies of value change of the Johannes Gutenberg University in Mainz.

Keywords: Bourgeoisie, Economic Crisis, European Capitalism, History of Economy, Value Change

Page: ...

Joas, Hans:

Looking for Home – finding Home. Cultural Identity in plural society.

Terms like migration, integration and home are actually part of a political discourse. But what does home mean in a modern world? How do cultural identities emerge in plural societies? The author argues four thesis: 1. The presumption that religion and ethnic values of immigrants disappear by assimilation is wrong. 2. Europe has a tradition of cultural pluralism. 3. The effects of migration towards religion are positive in Europe. 4. Integration in the new homeland assumes a self-determined relation to the old homeland.

Keywords: Europe, Homeland, Identity, Integration, Migration, Religion

Page:

ABSTRACTS

Daniel Stanislaus Martel:

Hope for tomorrow for violence of today

Violence is everywhere. With socialization and education we learn to bear down violence. But nevertheless: Violence does not disappear. A lot of people act violently to achieve their aims. But ruthless people are also human. So they act mostly rational. This predictability is the best reference point for prevention. This is indeed a reason for hope.
Keywords: Criminality, Hope, Values, Violence

Page:

Roos, Georges T./Müller Francis:

The Future of Values in Switzerland

Swissfuture published in 2004 a study about changes of values in Switzerland. Now a new edition appears. The scenarios should show options of action under different assumptions. They should bring the reader forward in reflection in which Swiss society he or she wants to live in the future. The authors allude in their article the most important key aspects in the new study and the four scenarios Ego, Clash, Balance and Bio Control.

Keywords: Future, Scenarios, Society, Change of Values

Page: ...

Walker, Andreas M.:

Trend survey hope 2011

Swiss people are full of hope, but they do not recognize managers and economic leaders anymore as symbols of hope. Also Obama is also in Switzerland no more a symbol of hope. Family and friends are becoming more important. At work we are not full of hope, but in nature we are. These are some results in the newest trends survey «Hope 2011» of swissfuture and weiterdenken.ch

Page:

Weber-Berg, Christoph:

About old and new Values

After the economic crisis two years ago a lot of thinkers talked about the urgency of a change of values. The author describes the classical economic values as the maximizing economic benefits as a form of faith. He asks in this text, if this change of values is really necessarily – and which key values lead Europe into a prospective future.

Keywords: Accumulation of Advantage, Consumption, Economic Crises

Page:

TRENDSTUDIE HOFFNUNG 2011: UMFRAGE ZU SCHWEIZER HOFFNUNGS- TRÄGERN UND HOFFNUNGEN

Schweizer und Schweizerinnen sind hoffnungsvoll, aber Wirtschaftsführer sind keine Hoffnungsträger. Obamas Stern ist auch in der Schweiz gefallen und meine Nächsten sind mir am nächsten: Vor allem Familie und Freunde stärken die Hoffnung und so richtig hoffnungsvoll sind wir nicht am Arbeitsplatz, sondern draussen in der Natur. Dies sind die Resultate der jüngsten Umfrage zur Trendstudie Hoffnung2011 von der Schweizerischen Vereinigung für Zukunftsforschung swissfuture und weiterdenken.ch.

Dr. Andreas M. Walker

Was sind die konkreten Hoffnungen der Schweizer Bevölkerung? Und wer sind die Hoffnungsträger? Diesen Fragen ging swissfuture, die Schweizerische Vereinigung für Zukunftsforschung, und der Think Tank weiterdenken.ch zum zweiten Mal in einer gross angelegten Internet-Umfrage nach. Im November 2010 beteiligten sich 6'193 Personen an der Umfrage. Im November 2009 haben 2'735 Personen an der ersten Umfrage teilgenommen. Wie im Vorjahr wurde die Schweizer Bevölkerung nicht nach ihrem Ängsten, Kummer und Sorgen für das nächste Jahr gefragt, sondern in der Umfrage standen die konkreten Hoffnungen, Hoffnungsträger und Grundlagen der Hoffnung im Zentrum.

Schweizer Wirtschaftsführer keine Hoffnungsträger

Die Schweizerinnen und Schweizer sind in einem Dilemma: Zwar richten sich viele Hoffnungen auf die wirtschaftliche Situation – doch nur die Führungskräfte der Wirtschaft selbst sind für die nationale Wirtschaft für 2011 hoffnungsvoll. Zudem werden diese Wirtschaftsführer nicht als Hoffnungsträger betrachtet. Nach wie vor richten sich viele konkrete Hoffnungen auf die wirtschaftliche Situation (42%: «Erfolg am Arbeitsplatz» - das zweitwichtigste Ziel für 2011 nach dem erstrangierten «Gesundheit» mit 55%, 31%: «sicherer Arbeitsplatz», und 23%: «Verbesserung der Wirtschaftslage»). Doch nur die Führungskräfte der Wirtschaft selbst sind für die nationale Wirtschaft für 2011 hoffnungsvoll – und auch dies nur mässig. Für die globale Wirtschaft sind aber nicht einmal sie hoffnungsvoll eingestimmt.

Trotz ihrer Medienpräsenz und ihrem Gewicht in der politischen Diskussion werden die grossen Wirtschaftsführer der Schweizer Wirtschaft von der Bevölkerung nicht als Hoffnungsträger betrachtet - alle zur Auswahl gestellten Wirt-

schaftsgrössen erhielten nur marginale Anteile von weniger als 2% der Stimmen. Demgegenüber setzt immerhin ein knappes Viertel der Geschäftsleitungsmitglieder Hoffnungen in den neuen Bundesrat Johann Schneider-Ammann. An erster Stelle mit 46% steht die Hoffnung «in die eigene Person».

Offenbar scheinen die Werte der protestantischen Wirtschaftsethik in der Schweiz immer noch zu zählen: So setzt knapp die Hälfte – sowohl bei den Angestellten wie auch bei den Geschäftsleitungsmitgliedern – auf das typisch schweizerische Prinzip der Eigenverantwortung. Knapp ein Fünftel sieht in der Vermittlung von Hoffnung eine der Führungsaufgaben – der Vorgesetzte bzw. Arbeitgeber soll Hoffnung vermitteln. Die typischen Funktionen aus der Geschäftswelt – Geschäftskollegen, Unternehmer und Manager - schneiden wiederum wie schon bei den einzelnen Hoffnungsträgern auf den hinteren Rängen ab.

Arbeitsplatz kein Ort der Hoffnung

Obwohl sich die Wirtschaft gerne als zukunftsgerichtet, fortschrittlich und innovativ präsentiert, scheint ihr eigener Beitrag zur konkreten Hoffnungskompetenz nur sekundär zu sein. Hauptsächlich wird Hoffnung aus dem unmittelbaren sozialen Umfeld und aus Erlebnissen in der Natur geschöpft. Nur ein Drittel definiert seine Hoffnungskompetenzen aus seiner Problemlösungskompetenz oder aus konkreten beruflichen Erfolgen. Erstaunlich ist, dass der Verdienst von viel Geld nur eine marginale Rolle im Zusammenhang mit Hoffnung hat – sogar bei den teilnehmenden Geschäftsleitungsmitgliedern schöpfen nur 8% ihre Hoffnung aus dem finanziellen Erfolg. Ebenso bemerkenswert ist, dass die typischen Räume und Örtlichkeiten der Wirtschaft und Arbeit keine Hoffnung zu vermitteln scheinen, obwohl doch gerade hier wirtschaftliche Pro-

bleme gelöst und Innovationen geleistet werden sollen. Primär wird das Gefühl der Hoffnung in der freien Natur und Zuhause empfunden. Nur ein Sechstel bezeichnet seinen Arbeitsplatz als einen Ort, an dem Hoffnung empfunden wird. Was läuft hier falsch?



Dr. Andreas M. Walker

(1965, Vater von vier Kindern, verheiratet) ist seit 2009 Co-Präsident von swissfuture. Er ist Gründer von weiterdenken.ch – your partner for future, hope & responsibility. Unter seiner Leitung und in Kooperation mit swissfuture und in Medienpartnerschaft mit 20minuten werden jährlich die grossen Internet-Hoffnungsumfragen realisiert: www.hoffnung2011.ch

Trend zurück zur Natur

Die aktuellen Ergebnisse der Studie «Hoffnung2011» bestätigen den aktuellen Trend «Zurück zur Natur» eindrücklich: Die Natur ist uns Schweizern unser Hort der Hoffnung. In der Natur suchen wir Trost nach Enttäuschungen. Erfahrungen in der Natur sind uns Voraussetzung, um voller Hoffnung und Lebenswille positiv in die Zukunft zu gehen: 67% der Teilnehmenden bezeichnen «die freie Natur» als einen Ort, an dem sie ein Gefühl der Hoffnung empfinden. Dies ist mit deutlichem Vorsprung die häufigste Antwort auf die Frage nach Orten der Hoffnung. «Schöne Erlebnisse in der freien Natur» ist für 46% der Teilnehmenden die Erfahrung, die sie in ihrer Hoffnung stärkt. 35% der Teilnehmenden gehen bewusst «in der freien Natur spazieren», um die Enttäuschung über nicht erfüllte Hoffnungen zu verarbeiten.

Allein und einsam führt zu «Alleinsamkeit»

Der Megatrend der «Alleinsamkeit» wird uns in den kommenden Jahren zunehmend beschäftigen – die Megatrends der Individualisierung und der Langlebigkeit führen dazu, dass immer mehr Personen in einem Single-Haushalt leben – nicht nur alleine sondern offensichtlich auch einsam. Die empirischen Resultate der Studie zeigen, dass das unmittelbare soziale Umfeld – Lebenspartner, Familie oder ein gutes Netzwerk an Freunden die entscheidende Basis für die Hoffnungskompetenz und somit für die Resilienz einer ganzen Bevölkerung in Krisenzeiten sind. 75% der Familien mit Kind aber nur 57% der Singles bezeichnen sich als glückliche und zufriedene Menschen. Im Leben von 71% der Familien mit Kind aber nur bei 58% der Singles überwiegen Hoffnungen die Ängste. 49% der Familien mit Kind aber nur 30% der Singles glauben, dass ihre Hoffnungen meistens in Erfüllung gehen. 38% der Familien mit Kind aber nur 22% der Singles waren noch nie verzweifelt und hoffnungslos. Die Hälfte der Singles hofft darauf, im kommenden 2011 endlich die grosse Liebe zu finden.

MITGLIEDERUMFRAGE SWISSFUTURE 2010

Welchen Nutzen verspricht swissfuture seinen Mitgliedern? Was wünschen sich diese von der Vereinigung für Zukunftsforschung? In einer Internet-gestützten Mitgliederumfrage ist swissfuture Ende 2010 diesen Fragen nachgegangen.

Dr. Andreas M. Walker

Im November 2010 führte swissfuture erstmals eine Internet-gestützte Mitgliederumfrage durch. 43 Personen, d.h. 14% der Mitglieder, haben an dieser Umfrage teilgenommen. Nur 6% der Antwortenden waren weiblich, 72% waren zwischen 30 und 65 Jahre alt und 28% waren älter als 65 Jahre, 50% sind schon länger als 10 Jahre Mitglied. 31% der Antwortenden verfügen über ein Doktorat, 63% über einen Universitätsabschluss.

Motivation der Mitgliedschaft

Die häufigsten Motive für eine Mitgliedschaft sind das allgemeine Interesse an der Zukunftsforschung (97%), das Abonnement des Magazins (86%), das Interesse an Networking und Erfahrungsaustausch mit Berufskollegen (69%) und die Sicherung der Qualität des Berufsstandes durch die Qualität der Methodik und eine akademische Anerkennung (58%).

Zielrichtung des Engagements des Vereines

Dass das Fach- und Expertenwissen der Mitglieder als Experten-Pool stärker miteinander vernetzt werden soll, wünschen sich 84% der Antwortenden. 68% streben vermehrte internationale Zusammenarbeit an und 57% wünschen eine grössere politische Bedeutung von swissfuture. 55% wünschen sich vermehrte Präsenz auf Internet und in Social Medias – de facto zeigt aber die zweijährige Erfahrung des Co-Präsidiums seit April 2009, dass die beiden swissfuture-Gruppen auf XING (<https://www.xing.com/net/pri2ca424x/swissfuture>) und facebook (<http://www.facebook.com/group.php?gid=67508539437>) und der Emailversand nur zur einseitigen Information aus dem Präsidium genutzt werden und keine Aktivität und gegenseitige Kommunikation zwischen den Mitgliedern auf diesen elektronischen Plattformen stattfindet – beispielsweise im Unterschied zur Social Media Plattform der globalen «Association of Professional Futurists» (www.profuturists.org), die rege für den Erfahrungsaustausch genutzt wird oder im Unterschied zu diversen professionellen Gruppen auf www.linkedin.com. Rund die Hälfte

der Mitglieder wünschen eine vermehrte Präsenz in Fach- und Massenmedien, ein stärkeres Engagement an den Hochschulen, eigene unabhängige Forschungsprojekte – wie beispielsweise die soeben zum zweiten Mal realisierte Wertewandelstudie – und eigene empirische Umfragen – wie etwa die seit November 2009 durchgeführte Internet-Umfrage zum Thema der Zukunftshoffnung.

Grosse Zufriedenheit mit dem Swissfuture Magazin für Zukunftsmonitoring

Über zwei Drittel der Antwortenden sind bezüglich Stil der Beiträge, Form und Layout sowie quartalsweiser Erscheinung mit dem Magazin zufrieden. Über die zwei Drittel wünschen ergänzend mehr ausformulierte Szenarien, mehr Abstracts aktueller Publikationen sowie mehr Erfahrungsberichte und Fallbeispiele. Nur ein Drittel wünscht das Magazin in elektronischer Form, weniger als ein Viertel würden eine Formatänderung bevorzugen und nur 13% wünschen sich das frühere Bulletin zurück. Die SAGW als unsere akademische und fördernde Partnerin legt grossen Wert darauf, dass akademische Artikel zukünftig im «open space» frei auf dem Internet verfügbar sein sollen. Als Vorstand prüfen wir deshalb Mittel und Wege, wie wir zukünftig nach einer Sperrfrist von einem Jahr ein Internet-Archiv alter Artikel anlegen können.

Wenig Interesse an Grossveranstaltungen

Nur 29% wünschen sich mehr Veranstaltungen und nur 36% wünschen sich jährlich eine swissfuture-Konferenz mit bekannten Fachreferenten. Demgegenüber schlagen über 2/3 der Antwortenden vor, dass swissfuture die Kooperation mit anderen Veranstaltungen suchen soll, um dort die Zukunftskompetenz sicherzustellen. Über die Hälfte der Antwortenden wünschen sich zudem jährlich oder häufiger ½- oder 1-tägige Workshops oder «Kaminfeuersgespräche», an denen selbst aktiv mitdiskutiert werden kann. Die bisher erst wenig praktizierten Formen von Exkursionen und Besichtigungen visionärer Orte und Projekte würde bei 2/3 auf Interesse stossen. «»

Als Folge dieses Resultates haben wir die Jahreskonferenz zu unserer neuen grossen Studie «Wertewandel 2030» umkonzipiert und werden sie am 21. Juni 2011, 1730 – 1930, als Vorabend-Vernissage an der ETH Zürich Hönggerberg durchführen.



Dr. Andreas M. Walker

(1965, Vater von vier Kindern, verheiratet) ist seit 2009 Co-Präsident von swissfuture. Er ist Gründer von weiterdenken.ch – your partner for future, hope & responsibility. Unter seiner Leitung und in Kooperation mit swissfuture und in Medienpartnerschaft mit 20minuten werden jährlich die grossen Internet-Hoffnungsumfragen realisiert: www.hoffnung2011.ch

Inhaltliche Ausrichtung

Eine weitergehende Beschäftigung mit Instrumentarium und Methodik, Berichte über Innovationen und Erfindungen, Frühwarnung und Krisenmanagement sowie die Beschäftigung mit Wild Cards bzw. Black Swans interessieren über zwei Drittel der Antwortenden. Das Interesse an Branchenvertiefungen ist vielfältig und breit. Über drei Viertel der Teilnehmenden wünschen sich Vertiefungen zu den Bereichen Bildung und Wissenschaft, Energie, Bevölkerung und Demografie, Technologiefolgenabschätzung und nachhaltige Entwicklung. Nur wenig Interesse finden Bereiche wie Sport oder Landwirtschaft.

Engagement der Mitglieder

Knapp die Hälfte der Antwortenden ist interessiert daran, in themenorientierten Projektgruppen mitzuarbeiten. Ein knappes Viertel wäre bereit, aktiv bei der Vorbereitung und Leitung von regionalen Veranstaltungen im Sinne von «Kaminfeuergesprächen» mitzuarbeiten oder sich als Referent an einer Veranstaltung zu engagieren. Weniger als ein Fünftel sind daran interessiert, im Vorstand mitzuarbeiten, einen Fachaufsatz für das Magazin zu schreiben oder den Verein in Fund Raising und Sponsorensuche zu unterstützen.

VERANSTALTUNGEN

swissfuture 2011

«Generalversammlung für aktuelle Mitglieder»

Dienstag, 21. Juni 2011, 16.30h

Zürich, ETH Hönggerberg Science City

Information Science Laboratory

Werner Siemens Auditorium (Branco Weiss Gebäude HIT E 51)

Präsentation der neuen Studie von swissfuture

«Wertewandel in der Schweiz 2030. Vier Szenarien»

Dienstag, 21. Juni 2011, 17:30 bis 19:30 Uhr (anschliessend Apéro)

Zürich, ETH Hönggerberg Science City

Information Science Laboratory (Branco Weiss Gebäude)

Werner Siemens Auditorium (HIT E 51)

Moderation: Gabriela Amgarten

Programm:

- 17:30 Begrüssung
Cla Semadeni, Co-Präsident swissfuture
- 17:45 Wertewandel in der Schweiz 2030. Vier Szenarien
Georges T. Roos, Gesamtstudienleiter
- 18:15 Vertiefungsstudien zu den Wertewandel-Szenarien 2030:

Wertewandel und Arbeitswelt 2030: Dr. Martina Hubacher, Co-Studienleiterin
Wertewandel und Raum & Siedlung 2030: Dr. Sabine Friedrich, Co-Studienleiterin
Wertewandel und Sicherheit 2030: Dr. Andreas M. Walker, Co-Studienleiter
Wertewandel und Literatur 2030: Basil Rogger, Co-Studienleiter
- 18:45 Die Bedeutung der Werte heute und 2030 (Podiumsdiskussion)
Annemarie Huber-Hotz, Alt-Bundeskanzlerin
Barbara Schmid-Federer, Nationalrätin
Beat W. Zemp, Zentralpräsident Dachverband Schweizer Lehrerinnen und Lehrer
Roland Jeanneret, ehemaliger Leiter Kommunikation und «Stimme der Glückskette»
Klaus J. Stöhlker, PR-Brater
Georges T. Roos, Zukunftsforscher, Gesamtstudienleiter
- 19:30 Schluss
Dr. Andreas M. Walker, Co-Präsident swissfuture

Anmeldung:

Die Teilnahme ist kostenlos, Anmeldung erforderlich unter www.swissfuture.ch oder per Mail an future@swissfuture.ch

Anreise:

ab HB Zürich mit Tram 11 (Richtung Auzelg) bis Bucheggplatz, umsteigen auf Bus 69 bis ETH Hönggerberg oder mit Tram 14 (Richtung Seebach) bis Milchbuck, umsteigen auf Bus 69 bis ETH Hönggerberg.

Studie:

inklusive einer Vertiefungsstudie nach Wahl

für Mitglieder swissfuture: CHF 25

für Nichtmitglieder: CHF 50

jede zusätzliche Vertiefungsstudie: CHF 20

zuzüglich Versandpauschale: CHF 5

zu beziehen unter www.swissfuture.ch oder per Mail an future@swissfuture.ch oder direkt am 21. Juni 2011.

VERANSTALTUNGEN

The 13th International Conference organised by Finland Futures Research Centre and Finland Futures Academy

«Trends and Future of sustainable Development»

9. und 10. Juni 2011, Tampere, Finnland

<http://conference2011.wordpress.com/>

WorldFuture 2011

«Moving from Vision to Action»

8. bis 10 Juli 2011

Sheraton Vancouver Wall Centre Hotel, Vancouver, Kanada

www.wfs.org/content/worldfuture-2011

Erstes «Schweizer Methodenfestival - Qualitative Forschungsmethoden und Mixed Methods Designs»

SAGW in Zusammenarbeit mit dem Wissenschaftspolitischen Rat für die Sozialwissenschaften

16. und 17. September 2011, ganzer Tag | Basel

www.sagw.ch

61. Internationale Handelstagung

«Re-Generation - Wie Händler und Marken auferstehen»

Speakers: Rolando Benedick (Präsident der Verwaltungsräte von Valora), Herbert Bolliger (Präsident der Generaldirektion des Migros-Genossenschafts-Bundes), Carsten Schloter (CEO von Swisscom), Marije Vogelzang (Pionierin des «Eating Design») und David Bosshart (CEO des GDI Gottlieb Duttweiler Institut).

8. und 9. September 2011

GDI – Gottlieb Duttweiler Institut, Rüschlikon ZH

www.gdi.ch

8. Swiss Leadership Forum

«Leadership + Management = Leaderment»

Speakers: Jürg Bucher (Konzernleiter Schweizerische Post und Leiter PostFinance), Sven Gabor Janszky (Trendforscher), Hauke Stars (General Manager HP Schweiz).

3. November 2011

Lake Side Casino, Zürich

www.leadershipforum.ch

5. Zukunftskreis „Politik & Wirtschaft“

„Europas Chancen in Technologie und Wissenschaft“

30. November 2010

Bayerischer Hof, München

www.frankfurter-zukunftsrat.de

